# HÖLDERLIN UND SCHILLER

---

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde der hohen philosophischen Fakultät der Eberhard-Karls-Universität zu Tübingen

vorgelegt von

**Ernst Bauer**

aus Neckarsulm.

**Borna-Leipzig**

Buchdruckerei Robert Noske

1908.

Gedruckt mit Genehmigung der philosophischen Fakultät der Universität Tübingen.

Referent: Professor Dr. **v. Fischer.**

16. Januar 1908.

Meinen Eltern

in Dankbarkeit gewidmet.

# Inhaltsverzeichnis.


Seite

1. Einleitung: Persönliche Beziehungen . . . . . 9
2. Schiller und Hölderlins lyrische Gedichte . . . . . 15
   A. Im allgemeinen . . . . . 15
   B. Im besonderen . . . . . 27
3. Schiller und der Hyperion . . . . . 49
4. Schiller und der Empedokles . . . . . 62
5. Schluß . . . . . 71

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41547017_0129

# Literaturverzeichnis.


Hölderlins gesammelte Dichtungen. 2 Bde. Herausgeg. von Berthold Litzmann. Stuttgart, Cotta, 1895.

Fr. Hölderlins sämtliche Werke. Herausgeg. von Chr. Th. Schwab. 2 Bde. Stuttgart u. Tübingen 1846.

Hölderlin, Gesammelte Werke. Herausgeg. von Wilh. Böhm. 3 Bde. Jena u. Leipzig 1905.

Schillers sämtliche Schriften. Historisch-kritische Ausgabe. Herausgeg. von Karl Goedeke. Bd. 1—11. Stuttgart 1867.

**Litzmann, C.,** Friedrich Hölderlins Leben in Briefen von und an Hölderlin. Berlin 1890.

**Haym, R.,** Die romantische Schule. Berlin 1870.

**Teuffel, W.,** Fr. Hölderlin, Studien und Charakteristiken. 1. Aufl. 1871.

**Müller, D.,** Fr. Hölderlin, Preußische Jahrbücher. Maiheft 1866.

**Plank, E.,** Die Lyriker des schwäbischen Klassizismus. Stuttgart 1896.

**Klaiber, J.,** Hölderlin, Hegel und Schelling in ihren schwäbischen Jugendjahren. Stuttgart 1877.

**Dilthey, W.,** Das Erlebnis und die Dichtung. Leipzig 1906.

**Zinkernagel, Fr.,** Die Entwicklungsgeschichte von Hölderlins Hyperion. Straßburg 1907.

**Petzold, Emil,** Hölderlins Brot u. Wein. Ein exegetischer Versuch. Sambor 1897.

**Hense, O.,** Friedr. Hölderlin. Jahrbücher für kl. Altertum 1905 (S. 515—540).

**Müller-Rastatt,** Fr. Hölderlin. Bremen 1893.

**Jung, Alexander,** Fr. Hölderlin und seine Werke. Stuttgart u. Tübingen 1848.

**Wirth, R.,** Vorarbeiten und Beiträge zu einer krit. Ausgabe Hölderlins. Schulprogramm Plauen 1895.

**Wirth, R.,** Beiträge zur Kritik und Erklärung Hölderlins. Schnorrs Archiv f. Literaturgeschichte. Bd. 14 S. 299 ff. u. 429 ff., Bd. 15 S. 310 ff.

**Fischer, H.,** Zu Hölderlin-(Müller-Rastatt). Anzeiger f. Altertümer XXII S. 213 ff.

**Pfleiderer, W.,** Die Sprache des jungen Schiller. Halle 1903.

**Hettner,** Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Bd. 3.

**A. v. Winterfeld,** Fr. Hölderlins Verhältnis zu Goethe und Schiller.

Blätter für literarische Unterhaltung 1893 Nr. 22.


## Abkürzungen.

H. = Hölderlin
Sch. = Schiller
C. L. = Carl Litzmann
B. L. = Berthold Litzmann
Sch.'s W. = Schillers Werke (historisch-kritische Ausg. s. o.).

# Hölderlin und Schiller.

## I. Persönliche Beziehungen.

Erst Ende September 1793 traf Hölderlin zum erstenmal mit Schiller zusammen, aber lange vorher schon hatten ihn enge geistige Bande mit ihm verbunden. Schon in seinen frühesten Jugendjahren studierte er Schillers Werke, und er nennt dessen Namen nie anders als mit größter Bewunderung. Ein besonderer Zufall nun wollte es, daß gerade Sch. es war, der H. die Flucht aus ähnlichen beengenden Verhältnissen erleichterte, wie die, in denen er sich selbst einst befunden hatte. H. hatte 1793 mit dem Abschluß seiner Studien in Tübingen die gewöhnliche Studienlaufbahn eines württembergischen Theologen vollendet. Aber, da er mehr und mehr diesem Berufe fremd geworden war, konnte er sich nicht entschließen, die Stellung eines Vikars anzunehmen. Sein dichterischer Geist strebte hinaus in die freie Welt. „Ich zäle die Augenblike, bis ich erfare, daß und wenn ich in die Welt hinaus darf", schreibt er in eben diesen Tagen an seinen Freund Neuffer (C. L. 172). Da er als Theologe eine sehr gründliche philologische Vorbildung besaß, mochte es ihm leicht erscheinen, irgendwo eine Stelle als Hauslehrer zu erhalten. Zufällig suchte Sch., der sich gerade in Stuttgart aufhielt, damals einen Erzieher für den Sohn der Frau v. Kalb. Durch Stäudlin, der Sch. wie H. bekannt war, wurde er auf H. aufmerksam gemacht. Ende September nun sollte er sich ihm vorstellen. Man kann sich leicht denken, mit welch scheuer Befangenheit wohl H. dem großen Dichter gegenübertrat. Der Eindruck, den er auf Sch. machte, war denn auch kein sehr günstiger. „Völlig gesetzt", berichtet er an Frau v. Kalb über ihn, „erscheint er noch nicht und viele Gründlichkeit erwarte ich weder von seinem Wissen, noch von seinem Betragen" (C. L. 98). Allerdings schreibt Sch. selbst weiter unten, daß er vielleicht zu

hart urteile, — aber, da Frau v. Kalb schon einmal einen von ihm vorgeschlagenen Erzieher zurückgewiesen hatte, wollte er lieber zu wenig, als zu viel versprechen. Dennoch erhielt H. die Stelle und füllte sie zur größten Zufriedenheit der Majorin aus. Er hatte Sch. versprochen, der Menschheit Ehre machen zu wollen in seinem neuen Wirkungskreis (H. an Sch., April 1794, C. L. 215), und in einem Briefe von Ostern 1794 legte er über seine ersten Erfolge Rechenschaft ab. Damit begann zwischen beiden Dichtern ein Briefwechsel, der sich bis zum Jahre 1801 fortsetzte und uns wichtige Aufschlüsse über H.'s persönliche und literarische Stellung zu Sch. bietet.

Kaum ein Jahr hatte H. im Kalbschen Hause gelebt, da waren seine Verhältnisse als Erzieher infolge des verstockten Sinns des ihm anvertrauten Knaben so unerträglich geworden, daß er sich entschloß, seine Stellung aufzugeben und unabhängig in Jena zu leben. Offenbar hatte ihn vor allem der Gedanke, hier in Sch.'s Nähe leben zu können, zur Wahl dieses Aufenthaltsortes bestimmt, — wie er ja auch in seinem späteren Leben in schweren Lagen nach dieser Stadt seine hoffenden Blicke gerichtet hat. Die Erwartungen, die H. an den Umgang mit Sch. knüpfte, wurden in der Tat reichlich erfüllt. Er besuchte Sch., so oft er konnte, und fand stets die freundlichste Aufnahme. „Ein Besuch bei Schillern", schreibt er am 12. März 1795 an seine Mutter (C. L. 262) „der ohne Aufhören mich mit Freundschaft und recht väterlicher Güte überhäuft, giebt mir mehr Genuß und Stärkung als jede andre Gesellschaft." Sch. zeigte sich wirklich sehr besorgt um ihn. Er verwandte sich bei Cotta um den Verlag des Hyperion. „Hölderlin", schreibt er am 9. März 1795 an Cotta,[1]) „hat einen kleinen Roman, Hyperion, davon in dem vorletzten Stück der Thalia etwas eingerückt ist, unter der Feder. . . . Es wäre mir gar lieb, wenn Sie ihn in Verlag nehmen wollten. Er hat recht viel genialisches, und ich hoffe auch noch einigen Einfluß darauf zu haben." Er wurde H.'s poetischer Ratgeber und veranlaßte ihn — wohl um ihn aus sich selbst herauszuziehen — Ovids Phaëthon in Stanzen zu übersetzen, eine Aufgabe, von der H. mit seltener Heiterkeit wegging (vgl. Brief an Neuffer, Jena, 28. April 1795,

---

[1]) Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta. Herausgeg. v. Wilh. Vollmer, Stuttgart 1876, S. 73 f.

C. L. 270). Erst als er Jena verlassen hatte, fühlte unser Dichter so ganz, was Sch. ihm gewesen war. „Nur alle Monathe“, schreibt er am 23. Juli 1795 von Nürtingen aus an Sch. (C. L. 277), „möcht' ich zu Ihnen und mich bereichern auf Jahre. Ich suche übrigens mit dem, was ich von Ihnen mitnahm, gut hauszuhalten und zu wuchern.“ Es fehlte ihm somit nicht an Verständnis, Sch.'s Ratschläge zu würdigen und seine Ideen auf sich einwirken zu lassen. — Aber immer wieder überkam auch ihn die Besorgnis, dem großen Meister gegenüber seine eigene Bedeutung ganz zu verlieren. Dieser Zwiespalt der Empfindungen tritt in fast allen Briefen H.'s an Sch. zutage. Noch am 30. Juni 1798 schreibt er (C. L. 440): „So sehr ich von mancher Seite niedergedrükt bin, so sehr auch mein eignes unpartheiisches Urtheil mir die Zuversicht nimmt, so kann ich es doch nicht über mich gewinnen, mich aus Furcht des Tadels von dem Manne zu entfernen, dessen einzigen Geist ich so tief fühle und dessen Macht mir längst vielleicht den Muth genommen hätte, wenn es nicht eben so große Lust wäre, als es Schmerz ist, Sie zu kennen“.

Bald schon (wohl Juni 1795) verließ H. Jena aus nicht ganz ersichtlichen Gründen. Fast will es jedoch scheinen, als sei einer der wichtigsten derselben gerade die Furcht, in allzu große Abhängigkeit von Sch. zu geraten, gewesen. In seinem oben erwähnten Entschuldigungsschreiben an Sch. (C. L. 276) deutet er selbst darauf hin: „Ich wußte wohl,“ schreibt er gleich zu Beginn des Briefes, „daß ich mich nicht, ohne meinem Innern merklichen Abbruch zu thun, aus Ihrer Nähe würde entfernen können. . . . Ich hätt' es auch schwerlich mit all' meinen Motiven über mich gewonnen, zu gehen, wenn nicht eben diese Nähe mich von der andern Seite so oft beunruhiget hätte. Ich war immer in Versuchung, Sie zu sehen und sah Sie immer nur, um zu fühlen, daß ich Ihnen nichts seyn konnte.“ Nunmehr überwiegt in ihm das Gefühl der Leere und er bereut, sich aus Jena entfernt zu haben. „Wär' ich doch geblieben, wo ich war. Es war mein dummster Streich, daß ich ins Land zurückgieng,“ schreibt er kurze Zeit später, November oder Dezember 1795, an Neuffer (C. L. 282). „Jezt find ich hundert Schwierigkeiten nach Jena zurükzugehn; man konnte mir keine Gewalt anthun, wenn ich blieb, jezt müßt' ich Wunderdinge hören, wenn ich wieder hin wollte.“ Er sollte in der Tat Sch. nicht mehr wiedersehen. Die warme persönliche Freundschaft,

die beide Dichter in Jena verbunden hatte, begann allmählich zu erkalten. Es liegt wohl vielleicht auch daran, daß H.'s Selbstbewußtsein und Lebensmut inzwischen in Frankfurt besonders durch den Verkehr mit Frau Gontard mächtig gewachsen war und die strenge Beurteilung seiner Gedichte durch Sch. ihn eine Zeitlang in einen gewissen Gegensatz zu dem sonst so verehrten Meister trieb (vgl. Brief an Neuffer, Frankfurt im März 1796, C. L. 377). Doch diese Aufwallung seines dichterischen Geistes verschwand eben so schnell als sie gekommen war. Bald zeigte sich, wie sehr er immer wieder auf Sch. sich angewiesen fühlte und in bedrängter Lage zu ihm seine Zuflucht nahm. Schon Herbst 1798 hatte er seine Stellung in Frankfurt, die ihm unerträglich geworden war, aufgegeben und lebte von seinen Ersparnissen in Homburg bei seinem Freunde Sinclair. Um sich aber auch für die Zukunft einen dauernden Lebensunterhalt zu sichern, gedachte er, gleich Sch. eine Zeitschrift herauszugeben und auch diesen um Beiträge zu bitten. Sch. lehnte seine Bitte ab. „Gern, mein werthester Freund!" schreibt er am 24. Aug. 1799 (C. L. 516), „würde ich Ihr Verlangen wegen der Beiträge zu Ihrer Zeitschrift erfüllen, wenn ich nicht so arm an Zeit und so eng an mein gegenwärtiges Geschäft gebunden wäre, daß ich selbst meinen Musenalmanach dieses Jahr ohne Beiträge lassen, oder doch sehr mager damit ausstatten werde und ihn für die Zukunft vielleicht ganz aufgebe. . . . Die Erfahrungen, die ich als Herausgeber periodischer Schriften seit 16 Jahren gemacht . . ., sind so wenig günstig, tröstlich, daß ich Ihnen als ein aufrichtiger Freund nicht raten kann, ein Ähnliches zu thun. Vielmehr komme ich auf meinen alten Rath zurück, daß Sie sich ruhig und unabhängig auf einen bestimmten Kreis des Wirkens concentrieren möchten. . . . Wie sehr wünschte ich, daß ich Ihnen nicht bloß meinen Rath ertheilen, sondern auch die Mittel erleichtern könnte, denselben auszuführen. Wenn Sie mich mit Ihrer jetzigen Lage bekannter machen wollen, so bin ich vielleicht eher im Stande etwas vorzuschlagen, was ihrem Wunsche gemäß ist. . . ."

Damit war H.'s Plan mit der Zeitschrift zunächst gescheitert. Aber der Dichter trug die Enttäuschung darüber leichter, da er sich mit aller Hoffnung an das Versprechen Sch.'s klammerte, ihm, wenn möglich, eine geeignete Stellung zu verschaffen. Mit beweglichen Worten schilderte er nun (Sept. 1799, C. L. 524) dem Meister seine

prekäre Lage. Der Grund, warum Sch. ihm nicht antwortete, liegt offenbar darin, daß er nichts zu antworten wußte — es war ihm nicht gelungen, irgend einen Posten für seinen Schützling in Aussicht zu bekommen. H. mußte Homburg verlassen und zog Juni 1800 nach Stuttgart. Von hier aus ging er zu Anfang des Jahres 1801 nach Hauptwil, und wieder kehrte er bald (Sommer 1801) enttäuscht und um eine Hoffnung ärmer zurück. Und an wen wollte er sich wieder hilfesuchend wenden, wenn nicht an Sch., den er noch in Jena vermutet und durch dessen Einfluß er eine Dozentenstelle zu erlangen hofft? „Mein Wunsch, einmal in Jena, in Ihrer Nähe zu leben", schreibt er am 2. Juni 1801 von Nürtingen aus (C. L. 589), „ist mir beinahe zur Nothwendigkeit geworden, und da ich für und wider die Gründe erwägt hatte, blieb mir nichts übrig, als mich von Ihnen, ohne dessen Billigung ich nichts thun kann, zu dieser Wahl autorisiren zu lassen." Zweifellos wäre auch dieser Brief nicht unbeantwortet geblieben, wenn es Sch. auch nur einigermaßen möglich gewesen wäre, seinen Einfluß in dieser Richtung geltend zu machen. Denn durch den beständigen Wechsel in H.'s Leben konnte er in seiner Empfindung, daß H.'s Zustand gefährlich sei,[1]) nur noch mehr bestärkt worden sein. In der Tat bedurfte der vielgeprüfte Mann dringend der Stütze einer kräftigen Hand. „Sollten Sie es widerrathen", schreibt er ja am Schluß seines Briefes (C. L. 590), „so bin ich ruhiger auf einem andern Wege und werde sehen, wie ich mich aufrecht erhalte." Wie gesagt, Sch. konnte ihm unmöglich helfen — er hatte so viel für sich selbst zu sorgen —, und so läßt sich H. zu dem unseligen Entschluß bestimmen, fern von der Heimat, fern von seinen so überaus anhänglichen, sorgenden Verwandten, in fremdem Lande, bei dem hamburgischen Konsul in Bordeaux wiederum eine Hofmeisterstelle anzutreten. Wahrhaftig, kein Mensch war weniger dazu geeignet als er, und wer sollte sich wundern, daß er geisteskrank zurückkehrte! Der kleinste Anstoß mochte genügt haben, das Maß der Leiden, die er verschlossen in sich trug, zum Übermaß werden zu lassen und dieses zerrüttete Nervensystem vollends zu zerstören. Welchen Anteil an dem unglücklichen Ausgang von H.'s Schicksal Sch. genommen hat, ist schwer zu ermessen. Immer wieder zog es H., wie er ja selbst gesteht, mit fast dämo-

---

[1]) vgl. Brief Schillers an Goethe vom 30. Juni 1797. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe 4. Ausg., Stuttgart 1881, Bd. 1, S. 267.

nischer Gewalt zu dem Manne hin, in dem er das Ziel seiner kühnsten Hoffnungen verwirklicht sah. Und Sch.'s Entgegenkommen, namentlich zur Zeit ihres persönlichen Verkehrs, war gewiß ganz geeignet, diesem Zutrauen reiche Nahrung zu gewähren. Aber man darf nicht vergessen, daß nach H.'s Weggang aus Jena Sch.'s Musenalmanach ein Hauptmoment im Verkehr der beiden Dichter bildete. Sch. war es daran gelegen, die Kraft des jungen Dichters seinem Unternehmen zu erhalten, und H. setzte seinen größten Ehrgeiz darein, in Sch.'s Almanach zu stehen. So war es also mehr ein literarisches Interesse, das die beiden Männer nach 1795 verband; die warme persönliche Freundschaft, die Sch. dem jungen Dichter in Jena entgegengebracht hatte, mußte ja naturgemäß infolge der langen Trennung von ihrer ursprünglichen Wärme verlieren. Auch mußte Sch. bald fühlen, wie unfähig H. war, sein Leben selbst zu gestalten. H. aber faßte, wie das seine Art war, das Verhältnis viel tiefer auf und mochte auch später noch glauben, Sch. bringe ihm ähnliche unveränderte Gefühle entgegen, wie er ihm. So schrieb er seinen letzten Brief, dessen Mißerfolg ihm Sch.'s zweijähriges Schweigen vorher schon hätte wahrscheinlich machen können.

So sehr ihm wohl Sch.'s Schweigen auf die Seele gefallen ist, so hat er doch nie — selbst nicht in den Tagen des Wahnsinns — Sch. seine Verehrung entzogen. Wie hätte er auch aus seinem Herzen den Glauben an Sch., in dem er groß geworden war, reißen können? — da doch, wie er selbst sagt, sein „Streben, ihm recht viel zu seyn, im Grunde nichts anders war, als der gerechte Wunsch, dem Guten, Schönen und Wahren .. [sich] .. zu nähern" (C. L. 276 f.). Von diesem Gesichtspunkte aus allein verstehen wir dieses mächtige Zutrauen zu Sch., das größer war als alles Vertrauen, welches er selbst seinen nächsten Verwandten entgegenbrachte. Deshalb klammerte er sich in allen schweren Lebenslagen mit fast kindlicher Zuversicht an den Mann an, dessen Geist ihm wie ein Genius aus einer besseren Welt erschienen war, und der ihm allein Verständnis und Hilfe entgegenbringen konnte. Und sein bittendes Emporschauen zu dem Manne, von dem er Förderung für sein Leben und Dichten hofft, ist somit auch kein schmarotzerhaftes Betteln, sondern der Tribut, den seine fromme, tiefe Natur unwillkürlich der alles beherrschenden Persönlichkeit des großen Sch. brachte.

# Schiller und Hölderlins lyrische Gedichte.

## A. Im allgemeinen.

H.'s metrische Versuche vom Jahre 1784 und teilweise auch vom Jahre 1785 zeigen weniger eine Abhängigkeit von Sch. oder sonst einem Dichter, als bemerkenswerte Charakterzüge des Dichters: Seinen tieffrommen Sinn, der sich in Bildern und Ausdrücken der Bibel bewegt, und seine große Liebe zur Natur und zur Einsamkeit, in die er sich flüchtet, wenn „Verleumder lauern" (B. L. I 34, 3) — Eigenschaften, welche geläutert, verstärkt und idealisiert an Hyperion wie auch an Empedokles immer wieder hervortreten. Das Metrum der ersten gereimten Gedichte ist meist trochäisch und, wie die Sprache, der nicht immer gelungene Versuch eines Anfängers. Die Reime sind wie die in Sch.'s Jugendgedichten nicht selten unrein.[1]) Weit vollkommener sind die Gedichte in antiken Metren, in denen H., zum erstenmal in dem Gedicht: An die Nachtigall, 1786 (B. L. I 42 f.), früh Klopstocksche Sprache und Ideen mit großer Geschicklichkeit nachahmt. Aus den Briefen der Maulbronner Zeit sieht man deutlich, daß H. sich mit großem Eifer der Lektüre der ersten Werke Sch.'s widmete. Schon im ersten Jahre (1786) schrieb er an seinen Freund Nast (C. L. 25), daß er so manchmal schon Sch. in Gedanken die Hand gedrückt habe, wenn er seine Amalia von ihrem Karl habe schwärmen lassen, daß ihm so wohl sei bei dergleichen Gedanken. Zu Ehren Sch.'s will er „Cäsar und Brutus" auf dem Klavier lernen. Die Namen all dieser Gestalten sind ihm durchaus geläufig. Ein anderes Mal (18. Febr. 1787) zählt er seinem Freund seine meist geliebten Dichter auf (C. L. 30). Er gesteht, daß Wieland „nicht sein Steckenpferd" sei, weil er

[1]) Ganz abgesehen von den zahlreichen Reimen ü—i, e—ō, ę—ę̣ usw. finden sich Reime wie ün—en, in—en (hin—schön, wünschen—Menschen) ca. 17 mal.

„die Unschuld schamroth“ mache. „Ist dirs nicht besser um's Herz,“ fährt er fort (C. L. 30), „wann du den großen Messiassänger hörst? oder unsers Schubarts wütenden Ahasveros ließt? Oder den feurigen Schiller? — Überzeuge Dich hier an seinem Fiesko und Kabale und Liebe.“

So begeistert nun auch H. Sch.'s Erstlingsdramen aufnahm, so vertraut er sich mit Einzelheiten aus denselben zeigt, so hatten sie auf ihn als Dichter doch nur einen geringen Einfluß. Der Fiesko hat kaum eine tiefere Spur in seinem Geistesleben hinterlassen und ebensowenig Kabale und Liebe — was bei beiden Werken ja nicht zu verwundern ist. Aber auch von den Räubern spiegeln sich nur gerade diejenigen Szenen, die am wenigsten poetisch sind, die Greueltaten und rohen Ausdrücke der Räuber in einem H.'schen Gedichte, den „Bücher'n der Zeiten“, wider (B. L. I 67 ff.). Erst später, zur Zeit der Reife, werden wir H. wieder von der Gewalt dieser Jugenddramen Sch.'s ergriffen sehen, und da von ihrer wirklichen Kunst. In diesen jungen Jahren aber wurde weniger sein Geist von dem wahrhaft Poetischen und Tragischen dieser Werke erfaßt, als sein frommes Herz zu einem heiligen Zorne entbrannt über die Greueltaten der Gottlosen, seien es „Despotengerichte“ (B. L. I 50, 24) oder ein „Dominiksgesicht“ (I 51, 2) oder Vater- und Brudermörder (I 68, 46). Er liest Sch. noch als angehender Theologe, mehr denn als Dichter. Auffallend ist immerhin, daß auch der Don Karlos damals keinen bedeutenden Eindruck auf ihn gemacht zu haben scheint. Denn nur dann und wann erinnern einige Sätze (wie I 51, 37 ff.: „Und dräute . . . tausendzüngigte Pfaffenwut Mit Bann den Neueren;“ oder I 51, 2 f.: „Die ihr vor keinem Dominiksgesicht Euch krümmet“) bestimmt an denselben. So nimmt H., wenn er denselben die „Zauberwolke“ nennt, in die „der gute Gott seiner Jugend ihn gehüllt habe“,[1]) wohl Bezug auf eine spätere, die Tübinger Zeit. Gekannt und gelesen hat er das Drama wohl: „Weil Du den Don Karlos liest,“ schreibt er 1788 an Louise Nast (C. L. 49), „will ich ihn auch lesen, auf den Abend, wan [sic] wenn ich ausgeschaft habe“.

Neben den Jugenddramen Sch.'s hat der junge H. dessen Anthologiegedichte eifrig gelesen und noch mehr nachgeahmt. Zuerst erinnert uns seine Vorliebe, den Tod und seine Schrecken

---

[1]) vgl .C. L. 524.

zu besingen (Schwärmerei, Hero, Thills Grab), an die ähnliche Neigung des Dichters der Anthologie (Melancholie an Laura, Leichenphantasie, Elegie auf den Tod eines Jünglings). Allerdings erreicht er Sch.'s gewaltiges Pathos so wenig als dessen phantastische Überschwenglichkeit. Näher kommt H. den Lauragedichten in Ausdruck und Stimmung. Die Hauptabsonderlichkeiten derselben in Gedanken und Sprache finden sich auch in seinen Lydagedichten wieder. So scheint vor allem Sch.'s Idee von der allbewegenden Macht der Liebe, des Wirbels, „der an Körper Körper mächtig reißt" (Sch.'s W. I 209), damals in H.'s poetischen Gedankenschatz übergegangen zu sein. Auch bemerkt man, daß der Dichter ähnlich wie der junge Sch. es liebt, jeden Gedanken durch zahlreiche Bilder zu illustrieren — mögen sie auch noch so entgegengesetzt sein; sie werden dann als durch Sympathie verbunden gedacht.

So erinnern die Verse in Melodie an Lyda (I 82, 17 ff.):

„Wo der Totenkranz am Grabe flüstert,
Wo der Wurm in schwarzen Wunden nagt, — —
Tönt die Seele Sympathieen wieder"

unmittelbar an Sch.'s:

„Waltet nicht auch durch des Uebels Reiche
Fürchterliche Sympathie?"

(Fantasie an Laura I 211, 45 f.).

Mit Vorliebe personifiziert H. nach Klopstocks und Sch.'s Vorbilde leblose Dinge. Sagt Sch. (I 209, 10 f.):

„Jedes rollende Gestirn
Trinkt aus ihrem Feuerkelch Erquikung"

oder (I 224, 14):

„Hinter dir die trunknen Fichten springen" usw.,

so finden wir, daß bei H.:

„der Totenkranz am Grabe flüstert" (I 82, 17)

oder „Entzückung jauchzt am Göttermahl" (I 83, 64) usw.

Auch die Sprache all dieser Gedichte — bis gegen das Ende der Tübinger Zeit — zeigt keine geringe Ähnlichkeit mit der des jungen Sch. H. bevorzugt vor allem die Form der Wiederholung, das Aneinanderreihen zahlreicher Vordersätze, denen ebenso viele Nachsätze — oft aber auch nur ein einziger — angeschlossen sind (vgl. Melodie an Lyda I 81 ff., An die Stille I 97 ff.). Die Neigung, lange satzfüllende Kompositionen zu bilden, kann in

ihm allerdings ebenso gut durch Schubart als durch Sch. bestärkt worden sein. Das Metrum der gereimten Gedichte der letzten Maulbronner und ersten Tübinger Zeit ist meist der vier- oder fünffüßige Trochäus, wie in den ersten Reimgedichten, nur immer vollendeter gehandhabt und von H. vielleicht bevorzugt, weil auch Sch. in demselben gerne dichtete. Überhaupt kann man bemerken, daß H., wenn an den Inhalt, meist auch an die Form seines Vorbildes sich anschließt, daß er z. B. fast nie von Sch. entlehnte Gedanken in antike Metren kleidet. Da wir nun aus den Jahren 1786/89 neben 24 Gedichten in antiken Versmaßen nur 16 gereimte, aus den Jahren 1790—95 dagegen neben 22 Reimgedichten nur ein hexametrisches haben, so wird dadurch schon der zunehmende Einfluß Sch.'s erkennbar.

In der Tat finden wir, daß H. während seiner Tübinger Zeit in immer größere Abhängigkeit von Sch. geriet. Bisher hatten ihn dessen Anthologiegedichte, der Hymnus an die Freude, Resignation. Kampf (Freigeisterei der Leidenschaft) usw. ergriffen und gelegentlich zur Nachahmung begeistert in Gedichten, denen es an Reminiszenzen nicht fehlt (Lied der Liebe, Melodie an Lyda, Lied der Freundschaft, Meine Genesung). Aber die meisten andern Gedichte dieser Zeit (z. B. An die Ruhe, an die Ehre, Einst und jetzt, der Lorbeer usw.) sind doch so sehr der Ausdruck seines unmittelbarsten Empfindens, daß wir wohl sagen können, daß die von Sch. empfangenen Ideen bisher nur vorübergehend sein dichterisches Gemüt erfüllt hatten. Anders wurde es, als er mit dem Hymnus an die Muse einen Zyklus von Gedichten begann, welche philosophisch-ästhetische Ideen behandelten. Die Anregung und fast sämtliche Hauptgedanken entnahm er, neben Platos Schriften, vor allem Sch.'s Künstlern (Sch. s. W. Bd. 6 S. 264—279). Denn alle die Hymnen: An die Muse, Freiheit, Harmonie, Menschheit, Schönheit und selbst noch an die Freundschaft und den Genius der Kühnheit behandeln eigentlich nur ein Thema: das Auftreten und Wirken der Schönheit — und heben nur den einen oder den andern Gesichtspunkt je nach dem Titel stärker hervor. Der Aufbau dieser Gedichte ist fast immer nach demselben Schema durchgeführt. Die Verse in den Künstlern (VI 265, 38 f.):

„Was bey dem Saitenklang der Musen
Mit süßem Beben dich durchdrang"

geben die jeweilige Einleitung ab, die des Dichters Begeisterung für die Schönheit zum Ausdruck bringen soll.
Muse (I 99, 5 f.):

„Endlich, endlich soll die Saite künden,
Wie von Liebe mir die Seele glüht. — —“

Freiheit (103, 11 f.):

„Angeflammt von ihren Götterküssen,
Glühet noch die heiße Wange mir.“

Harmonie (106, 14 ff.):

„Bebend, als ich ferne dich ersah,
Bebend hab' ich Liebe dir geschworen,
Königin der Welt, Urania!“

Menschheit (111, 15 f.):

„Und magisch tönt von unsern Saitenspielen
Die Melodie der ernsten Meisterin.“

Schönheit (115, 43 ff.):

„Bebend dir am Göttermunde
Trank ich früh der Weihestunde
Süßen, mütterlichen Kuß.“

Kühnheit (136, 3):

„Du Herrlicher! Mein Saitenspiel geleitet — —“

Bei Sch. folgt nunmehr (VI 266 ff.) die Schilderung des Zeitalters der Unschuld, da die Menschen die Tugend liebten und das Laster haßten,

„eh noch ein Solon das Gesetz geschrieben,
das matte Blüthen langsam treibt“ (266, 48 f.).

Auch H. beschreibt diese Zeit,

„Als die Liebe noch im Schäferkleide,
Mit der Unschuld unter Blumen ging“. (Freiheit I, 103, 17 f.)

ähnlich, aber unbestimmter in Harmonie, Schönheit, Freundschaft, oder er kommt sofort auf das Wirken der Schönheit zu sprechen. Sch.'s entgegengesetzter Gedanke, daß das Gesetz keine Blüten erzwingen kann, findet sich in einigen dieser Hymnen ganz deutlich wieder.

Muse (101, 57 f.):

„Öde stehn und dürre die Gefilde,
Wo die Blüten das Gesetz erzwingt, — —“

Freiheit (104, 49 f.):

„Keck erhub sich des Gesetzes Rute,
Nachzubilden, was die Liebe schuf."

Schönheit (117, 121 f.):

Was im eisernen Gebiete
Mühsam das Gesetz erzwingt, — —"

Auch die Vorstellung bei Sch. 266, 59:

„die furchtbar herrliche Urania,
mit abgelegter Feuerkrone
steht sie — als Schönheit vor uns da"

fehlt in fast keiner dieser Hymnen.

Muse (100, 28):

„Wenn die Schöpferin vom Throne winkt";

Freiheit (103, 23 f.):

„Tauscht ich gerne mit der Götter Spielen
Meiner Kinder stilles Paradies."

Harmonie (106, 25 f.):

„Thronend auf des alten Chaos Wogen,
Majestätisch lächelnd winktest du. — —"

Schönheit (114, 31 f.):

„Stiegst du so zur Erde nieder,
Königin im Lichtgewand!"

Kühnheit (137, 38 ff.):

„Und lächelnd trat, in aller Freuden Chor,
Entzückender im menschlichen Gewande
Die namenlose Königin hervor."

Von dem ersten Wirken der Schönheit sagt Sch. u. a. (267, 74 ff.):

„Hier schwebt sie, mit gesenktem Fluge,
um ihren Liebling, nah am Sinnenland,
und mahlt mit lieblichem Betruge
Elysium auf seine Kerkerwand."

Auch H. spricht wiederholt von dem neuen Elysium,[1]) das unter der segensvollen Tätigkeit der Schönheit entsteht. Sch. feiert das unermüdliche Schaffen der Künstler mit den Worten 272, 256:

[1]) Der Reim Heiligtum—Elysium findet sich in fünf dieser Hymnen: Muse 101, 54–56; Menschheit 111, 10—12; Schönheit 117, 138—140; Freiheit 126, 102—104; Kühnheit 137, 46–48.

„Schon sieht man Schöpfungen aus Schöpfungen erstehen, — —“

Ebenso äußert sich H.:

Freiheit (104, 67):

„Schon beginnt die neue Schöpfungsstunde, —“

Harmonie (107, 76):

„Schöpfer meiner Schöpfungen zu sein“.

Schönheit (115, 71 ff.):

„Siehe! mild wie du, erlaben — —
Deiner Priester Wundergaben,
Deiner Söhne Schöpfungen!“

Freiheit (125, 69):

„Eil, o eile, neue Schöpfungsstunde, — —“

Was im einzelnen der Künster wirkt, ist in den verschiedenen Hymnen oft nur kurz angedeutet. H. hält sich im wesentlichen an die Gedanken der Künstler:

„und Siegesthaten lebten in dem Liede“ (269, 150),

oder: „Jetzt fiel der Thierheit dumpfe Schranke,
und Menscheit trat auf die entwölkte Stirn“ (270, 183 f.);

ferner: „Sein Geist zerrinnt im Harmonienmeere“ — — (274, 307),

endlich: „der Vollendung Krone,
schwebt glänzend über eurem Haupt“ (276, 391 f.).

Im zweiten Teil fast aller Hymnen aber handelt H. von der Würde und dem Lohne der Priester der Schönheit. Dabei werden Sch.'s Verse in den Künstlern (267, 86 ff.):

„Die ihrem keuschen Dienste leben
versucht kein niedrer Trieb, bleicht kein Geschick;
wie unter heilige Gewalt gegeben
empfangen sie das reine Geisterleben,
der Freyheit süßes Recht, zurück“

und (278, 458 ff.):

„Der freysten Mutter freye Söhne
schwingt euch mit festem Angesicht
zum Strahlensitz der höchsten Schöne,
um andre Kronen buhlet nicht“

von ihm in den verschiedensten Wendungen variiert.

Muse (101, 89 f.):

„Deine Priester, hohe Pieride!
Schwingen frei und froh den Pilgerstab!“

Freiheit (105, 89 ff.):

„Froh verhöhnt das königliche Leben
Deine Taumel, niedre, feige Lust!
Der Vollendung Ahndungen erheben
Über Glück und Zeit die stolze Brust."

Harmonie (108, 101 f.):

„Von des Erdelebens Tand geläutert,
Ahndet Götterlust der zarte Sinn."

Menschheit (113, 69 f.):

„Kein eitel Ziel entstellt die Göttertriebe,
Ihm winkt umsonst der Wollust Zauberhand."

Schönheit (116, 91 ff.):

„Ha! die schönsten Keim' entfalten
In der Priester Dienste sich; —
Freuden, welche nie veralten,
Lächeln, wo die Götter walten —".

Mit dem Gelöbnis, treu im Dienste der Schönheit auszuharren, enden die meisten Hymnen, ähnlich wie ja auch Sch. die Künstler schließt. Aus H.'s Briefen sehen wir, daß er sich in seinen ersten Universitätsjahren mit dem Studium Spinozas und Rousseaus beschäftigte, aber wie es scheint nicht besonders genau und lange. Denn in den Gedichten dieser Zeit finden wir keine bedeutendere Spur dieser Beschäftigung. Wohl trägt der Hymnus an die Menschheit ein Motto aus dem contrat social an der Stirne; aber abgesehen von dem Gedanken (112, 23 f.):

„Und an des Pflügers unentweihtem Herde
Wird sich die Menschheit wieder angetraut"

erinnert kaum eine andere Stelle direkt an Rousseau. Und mag es auch richtig sein, was H. Dez. 1790 an Neuffer schreibt (C. L. 130 f.), daß nämlich Leibniz seinen „Hymnus auf die Warheit"[1]) beeinflußt habe, so läßt sich doch viel mehr als Sch.'s in den Künstlern niedergelegtes Schönheitsprogramm auch aus diesem Gedicht nicht herauslesen. So können wir nicht umhin, dem Urteil Henses über diese Zeit beizustimmen, daß nämlich „Hölderlins Selbständigkeit ernstlich Gefahr lief".[2]) Obwohl man anderer-

[1]) Später „Hymne an die Göttin der Harmonie" (B. L. I, 105 ff.) betitelt.
[2]) a. a. O. S. 518.

seits auch nicht verkennen darf, daß H. die empfangenen Ideen mit großem Geschick in abgerundeten, wohlfließenden Versen klar wiedergibt, so geht es doch wohl zu weit, ihn bereits mit Bezug auf diese Hymnen „eine Schiller kongeniale Natur“[1]) zu nennen. Sch. hatte in den Künstlern Walten und Wirken der Schönheit so klar und schwungvoll geschildert, daß H., der im tiefsten Grunde dasselbe fühlte, durch dessen Begeisterung sich mitreißen ließ und eigene Grundtöne anzuschlagen gar nicht versuchte.

Noch Hyperion gesteht in dem vollendeten Roman, (B. L. II, 114, 10f.): „Mitten im seufzenden Chaos erschien mir Urania“ und (143, 10f.): „Es wird nur eine Schönheit sein, und Menschheit und Natur wird sich vereinen in eine allumfassende Gottheit“. Diese Worte muten uns an wie ein Erinnern an jene Jugendzeit, da Sch.'s Künstler unsern Dichter zum Kultus der Schönheit begeistert hatten. Doch ist die hohe und eigenartige Entfaltung, welche H.'s Schönheitsbegriff allmählich nahm, nicht ausschließlich Sch.'s Einfluß zuzuschreiben. Denn man darf nicht vergessen, daß H. durch eifriges Studium der Griechen und Kants — besonders in Waltershausen — seine philosophisch-ästhetischen Anschauungen nachgeprüft und vertieft hat. Ferner war es Bedürfnis seines eigenen Dichterherzens, die Schönheit in der ihn umgebenden Natur zu suchen, ja Schönheit und Natur als Wechselbegriffe zu nehmen und das Ideal alles Schönen in das alte Hellas zu verlegen. Sicher ist er auch darin mehr dem innersten Zuge seiner Dichternatur als Sch.'s Anregung gefolgt. Denn frühe schon hatte er sich mit griechischer Literatur, Kunst und Mythologie beschäftigt, wie die Wahl seiner Magisterarbeit: „Geschichte der schönen Künste unter den Griechen“ und das Fragment: „An den Genius Griechenlands“ (B. L. I, 93f.) zeigt. In dieser einmal eingeschlagenen Richtung hatte ihn das eifrige Studium Winckelmanns (vgl. C. L. 84) nur bestärken können. Auch hörte er Sommer 1790 bei Conz eine Vorlesung über die Tragödien des Euripides (C. L. 69).

So sehr sich nun auch H. dem Studium der Griechen widmete, so hat er doch vor 1793 seiner Griechenverehrung in keinem seiner Gedichte Ausdruck gegeben. Zwar haben Sch.'s

---

[1]) C. L. S. 91.

Götter Griechenlands ihn vielleicht in seiner Vorliebe für die Mythologie der Alten bestärkt und auch sonst, etwa in der Wahl des Metrums, in Sprache und Reim die Hymnen beeinflußt, aber weiter ist die Einwirkung vorerst nicht gegangen. Denn die Hymnen setzen das alte Hellas nicht notwendig als Wirkungsstätte der Schönheit voraus. Wie sehr der Kontakt mit der Wirklichkeit in ihnen aufrechterhalten wird, zeigt öfters der Schluß, in dem die Priester der Schönheit begeistert werden für:

„Freund und Vaterland“ (Muse I. 102, 120);
„Deutsches Blut und deutsche Liebe“ (Freiheit 105. 102);
„Das Vaterland“ (Menschheit 113, 72) usw.

Anders wird es mit der Hymne: Griechenland (I, 134f.), die in Stimmung und Sprache ganz den Göttern Griechenlands angepaßt ist. Und doch blickt, trotz aller Nachahmung, H.'s eigene Auffassung nicht undeutlich durch. Denn während Sch.'s unbestimmte Sehnsucht zurückgeht nach der goldenen Götterzeit der alten Griechenwelt, überhaupt nach dem „holden Blüthenalter der Natur“ (VI, 25, 146), bewundert H. schon jetzt bestimmt die schöne Natur ebenso wie die schönen Menschen des alten Hellas. (Vielleicht nach Winckelmann, s. o.) Sch. hat die schwärmerische Begeisterung, die er im Feuer der Jugend in den Göttern Griechenlands zum Ausdruck gebracht hat, allmählich gedämpft und, wie wir aus den Briefen über ästhetische Erziehung ersehen, auch gegen Schwächen und Fehler der Alten sein Auge nicht verschlossen, obwohl er ja immer für alles Schöne in griechischer Dichtung und Kunst begeistert blieb. Bei H. hat die Griechenverehrung fast einen umgekehrten Lauf genommen. Bei ihm „steigerte sich die Verehrung für alles Griechische immer mehr zur blinden Bewunderung und schließlich“ — wir müssen es zugeben „zur Gräkomanie“.[1]) Sch. erhebt sich über seinen Stoff und steht ihm kritisch gegenüber, H. aber wird von ihm überwältigt. Es ist beachtenswert, daß H., leider zu spät, den Nachteil dieser überstarken Hinneigung selbst erkannt hat. „Deswegen ist's auch so gefährlich“, schreibt er am 4. Dezember 1801 in einem von C. Schröder zuerst veröffentlichten Brief an Böhlendorf,[2]) „sich die Kunstregeln einzig und allein von griechischer

[1]) Haym a. a. O. S. 311.
[2]) Zu Hölderlin. Euphorion VI S. 93.

Vortrefflichkeit zu abstrahiren. Ich habe lange daran laborirt und weiß nun, daß außer dem, was bei den Griechen und uns das höchste sein muß, nämlich dem lebendigen Verhältnis und Geschick, wir nicht wohl etwas gleich mit ihnen haben dürfen . . .". Wie selten einer hat H. in seinen schönsten Gedichten der reiferen Zeit Griechenlands unübertreffliche Natur geschildert, und meisterhaft versteht er es dort, uns seine Begeisterung für die alten Hellenen mitzuteilen. Einen Hauch derselben fühlen wir auch schon bei der Lektüre des Gedichtes „Griechenland", wenn auch noch nicht in dem Maße wie in den späteren Griechengedichten.

Die Hymne an das Schicksal (I, 138 ff.) schließt würdig den Hymnenzyklus. Doch so fließend ihr Metrum, so melodisch und bilderreich ihre Sprache ist, so vermag sie uns doch nicht recht zu erwärmen. Wir empfinden das beständige Auftreten abstrakter Begriffe und mythologischer Gestalten als einen Zwang für den Lyriker, der die innersten Gefühle des Dichters nicht hervorbrechen läßt. Deshalb sind auch nur die drei letzten Strophen des Gedichts, in denen der Dichter seiner eignen Stimmung Ausdruck gibt, wahrhaft ergreifend.

Es ist nicht zu bedauern, daß H. mit dieser Hymne endlich die philosophischen Stoffe verläßt und damit eine der stärksten Ketten zerreißt, die ihn bisher an Sch. gefesselt hatten. Mächtig bricht in den Gedichten: Lebensgenuß, Freundeswunsch, An eine Rose usw. seine Liebe zur Natur hervor und übertönt alle andern nicht aus der Tiefe seines Herzens kommenden Stimmen:

„Noch tröstet mich mit süßer Augenweide
Der blaue Himmel und die grüne Flur",

singt er im „Lebensgenuß" (I, 140, 5 f.). Ein Grundzug Hölderlinscher Lyrik fällt übrigens auch in diesen Gedichten auf: die vorwiegend elegische Stimmung. Der Dichter sucht nicht einen Widerhall von Freude und Lust in der ihn umgebenden Natur, sondern Trost und Frieden. H. war es gegeben, die Sprache der Natur zu verstehen; darum liebte er sie, die er verstand, und wandte sich ab von den Menschen, die er nicht verstand.

Der Dichter hatte nunmehr seine eignen Töne gefunden; und wenn auch dann und wann in einigen Gedichten ein Ausdruck noch an Sch. erinnert, so ist doch die Zeit der Abhängigkeit vorüber. Was H. einst in den Hymnen besungen hatte: die Größe

und Macht der Schönheit, verehrte er zeitlebens — in Hymnen selbst aber versuchte er sich nicht mehr. Immer mehr hat seine Lyrik teils abgestreift, teils veredelt, was sie von Sch. angenommen hatte. Statt des rhetorischen Gepränges zeigt die Sprache nunmehr eine stille Erhabenheit, die nicht ohne Schwung ist. Die Bilder werden nicht mehr gezwungen nebeneinandergestellt, sondern sind einfach natürlich und doch von seltener Schönheit. Zwar liebt es der Dichter immer noch, die Begriffe zu personifizieren, aber er trifft unter denselben eine glückliche Auswahl und haucht den auftretenden Gestalten tiefe Empfindung und Leben ein. Seine höchsten Ideale sucht er im Leben der Natur wiederzufinden. Er befolgt selbst den Rat, welchen er den jungen Dichtern gibt:

„Wenn der Meister euch ängstigt,
Fragt die große Natur um Rat“ (I, 165, 7 f.).

Er ist bestrebt, dichtend zu philosophieren, und diese Neigung vor allem hat Sch.'s Schulung in ihm bestärkt. Mit Vorliebe pflegt H. nunmehr die Ode in antiken Metren, die er früher schon gehandhabt hatte, und als Meister zeigte er sich in der Elegie. In dieser Dichtungsart erweist er sich denn auch als einen Sch. ebenbürtigen Dichter. Erinnert schon die Elegie Kanton Schwyz in vielen Stellen an Sch.'s Elegie (Spaziergang), dann noch mehr der Archipelagus, der Sch.'s Elegie an Vollständigkeit des Gedankengangs zwar nachsteht, ihr aber an Wohllaut der Sprache und Schönheit der Bilder mindestens gleichkommt.

So gilt auch in gutem Sinne von H.'s Lyrik das Wort Sch.'s, das er an Goethe über die Gedichte Der Äther und Der Wanderer schrieb: „Ich fand in diesen Gedichten viel von meiner eigenen sonstigen Gestalt, und es ist nicht das erstemal, daß mich der Verfasser an mich mahnte. Er hat eine heftige Subjectivität und verbindet damit einen gewissen philosophischen Geist und Tiefsinn“.[1]) Und Goethes Antwort,[2]) der diesen Gedichten „eine gewisse Lieblichkeit, Innigkeit und Mäßigkeit“ zuschreibt und offen gesteht, daß ihm etwas von Sch.'s Art und Weise aus ihnen entgegengesprochen habe, zeigt, wie schnell und richtig auch er die Eigentümlichkeiten unseres Dichters erfaßt hatte.

---

[1]) Briefwechsel zwischen Sch. u. Goethe 4. Ausg., Stuttgart 1881, Bd. 1 S. 267.
[2]) Ebenda S. 268.

## B. Im besonderen.

Das erste Gedicht H.'s, das bestimmt den Einfluß Sch.'s, und zwar der Räuber, zeigt, ist die Ode an die Unsterblichkeit der Seele (B. L. I, 45ff.). In einem raschen Übergang (48, 101ff.) spricht H. nach der Auferstehungsseligkeit von der Verzweiflung einer Seele, die an keine Ewigkeit glaubt. Und Worte wie (48, 105ff.):

„so mag der Sohn
In seinem Elend Vater- und Mutterherz
Durchbohren, mag ums Brot die Armut
Morden und Tempel bestehlen; so mag das Mitleid
Zu Tigern fliehn, zu Schlangen Gerechtigkeit,
Und Kannibalenrache des Kindes Brust
Entflammen — —"

erinnern ganz an den im Kreise der Räuber herrschenden Ton und an die Worte Karl Moors:

„Warum ist dieser Geist nicht in einen Tyger gefahren, der sein wütendes Gebiß in Menschenfleisch haut?" (Sch. W. II, 46,17f.) oder:

„Das Erbarmen ist zu den Bären geflohen, — —" (II, 200, 5).

Die Ehrsucht (49) ist vielleicht H.'s einziges Gedicht, das unter dem Eindrucke von Kabale und Liebe geschrieben wurde. Die Schurkereien des Präsidenten, überhaupt das verdorbene Treiben am Hofe, veranlaßten die entrüstete Sprache dieses Gedichts. Mit den Versen:

„Und um feile Ordensbänder wenden[1])
Räte sich das Ruder aus der Hand" (49, 11f.)

ist der Präsident deutlich gekennzeichnet.

In dem Gedicht Die Demut (51f.) mag der Ausdruck „Dominiksgesicht" (51,2) dem Don Karlos und das Beiwort „bäurisch-stolz" (52, 39) dem Fiesko, in dessen Personenverzeichnis (III, 7, 7) es dem Gianettino beigelegt ist, entnommen sein.

„Die Schwärmerei" (55ff.) könnte wie Sch.'s Gedicht die Überschrift Leichenfantasie (I, 106ff.) tragen. Es zeigt mannigfachen Anklänge an dasselbe.

---

[1]) Suevismus: winden.

So Sch. (108, 64f.):

„Wiedersehen — himmlischer Gedanke! —
Wiedersehen dort an Edens Thor!“

H. (55, 10f.):

„Freunde!“ spräch ich, „dort auf jenen Höhen
Werden wir uns alle wiedersehen, — —“

Sch. (107, 42):

„Himmelum flog er in schweifenden Wünschen“.

H. (56, 22f.):

„Lieber Gott! ein großer Mann zu werden
War so oft mein Wunsch, mein Traum auf Erden. — — —“

Auch an Sch.'s Elegie auf J. Ch. Weckherlin werden wir erinnert.

So Sch. (I, 180, 53f.):

„Und so freundlich, so bezaubernd winkte
Ihm die Zukunft; — —“

H. (56, 25f.):

„Traurt ihr, Brüder! daß so weggeschwunden
All der Zukunft schöngeträumte Stunden — —“

(ebenso 56, 43ff.)

Sch. (180, 78ff.):

„Ueber Dir mag die Verläumdung geifern,
Die Verführung ihre Gifte speyn,
Ueber dich der Pharisäer eifern,
Manche brüllend dich der Hölle weyhn — —“

H. (57, 58ff.):

„Da wo keine schwarze Neider spähen,
Da wo keine Splitterrichter schmähen,
Träumen wir vielleicht, bis die Posaun' uns weckt.“

Sch. (182, 114f.):

„Bis auf diesen leichenvollen Hügeln
Die Allmächtige Posaune klingt.“

(180, 74f.):

„Aber wohl dir! — köstlich ist Dein Schlummer —
Ruhig schläft sichs in dem engen Hauß — —“

H. (57, 65f.):

„Heilig ist der Langverfolgten Schlummer
In der kühlen Erde mütterlichen Schoß.“

In dem Gedicht Hero (57ff.) haben wir einen Wechsel von trochäischen und daktylischen Versen, wie in Sch.'s Leichenfantasie (I, 106ff.). Die Vorliebe H.'s, denselben Ausdruck durch Nebeneinanderstellung zu wiederholen, z. B. (57, 5) „Fort ans Meer! ans Meer!"; (58, 16) „Götter! wie wird — wie wird — —"; (59, 68) „Wehe! wehe — —"; (59, 73) „Kennst du's? Hero! kennst du's?" — „Nimmer, nimmer — —" usw. erinnern an einen ähnlichen Gebrauch in der Kindsmörderin, z. B. (I, 226, 3) „Nun, so sey's denn! — Nun, in Gottes Namen!" (227, 29ff.) „Wehe — — Weh! — —"; (227, 41 u. 229, 89) „Joseph! Joseph!" (229, 81) „Hölle, Hölle — —"; (229, 86) „Ewig, ewig — —". Die Verse desselben Gedichts (227, 33f.):

„Ach vielleicht umflattert eine andre
Mein vergessen dieses Schlangenherz, — —"

sind ähnlich bei H. (58, 29f.):

„Oder hätt' er den furchtbaren Eid gebrochen,
Spottet er mein im Arm der Buhlerin —".

Kompositionen wie: „Donnergedanke" (58, 33), „Sterbegewimmer" (59, 65), „Totentrümmer" (59, 67), „Elysiumsluft" (60, 92) weisen auf ähnliche Bildungen in Sch.'s Gedicht hin: „Höllenwunde" (227, 47), „Qualerinnerung" (229, 78), „Wonneträume" (229, 92), „Flammenschmerz" (230, 104).

In der Freundschaftsfeier (63ff.) ist V. 8—20 vielleicht durch Sch.'s: In einer Bataille (231ff.) angeregt, z. B. Sch. (232, 46ff.):

„Hoch sprizt an den Nacken das Blut,
Lebende wechseln mit Toden, der Fuß
Strauchelt über den Leichnamen — —".

H. (63, 8ff.)[1]):

„Ich sah, Brüder! ich sah
Im Schlachtengetümmel das Roß
Auf röchelnden Leichnamen stolpern,
Und zucken am sprudelnden Rumpf
Den grausen, gespaltenen Schädel — —".

Die Bücher der Zeiten (67ff.) sind ganz unter dem Eindruck der Räuber geschrieben. Der Traum Franzens vom jüngsten Gericht hat die Einkleidung gegeben und die Hauptgedanken geliefert. Besonders von V. 45 an werden wir stark an dieses Vorbild

[1]) Erinnert ebenso sehr an Schubarts Ahasver.

erinnert. Die Worte Mosers (II, 186, 11 f.): „Vatermord — — Brudermord“ hat H. (68, 46) an die Spitze des Abschnitts gestellt. Dann schildert er das Treiben der Räuber in einer die Räuber überbietenden Kraftsprache. Die Worte Karl Moors (II, 162, 10ff.): „Geister meiner Erwürgten! ich werde nicht zittern. — Euer banges Sterbegewinsel — euer schwarzgewürgtes Gesicht — —“ oder (129, 24): — — „weg mit dir, schwarzes rauchendes Blut!“ sind bei H. (68, 47ff.):

„Säuglinge, blaugewürgt — —
Därmzerfressendes Gift
Dem guten, sicheren Freund gemischt —“

und (69, 58f.):

„Aus Menschenschädel saufend
Rauchendes Menschenblut“.

Die V. (69, 67ff.):

„Da steht geschrieben —
Die Verzweiflung, schwarz
Am Strick um Mitternacht — —“

erinnern an das unglückliche Ende Franzens, und die V. (69, 85ff.):

„Da steht geschrieben —
Des heitern, rosigen Mädchens
Grubenaher Fieberkampf — —“ usw.

zeigen uns ähnliche Gedanken, wie Sch. in seiner Melancholie an Laura entwickelt.

Die letzte Strophe des sonst selbständigen Gedichts Der Lorbeer (I, 74f.):

„Aber still! Die goldne Bubenträume
Hört in ihrer Nacht die Zukunft nicht — —“ (75, 37f.)

steht wahrscheinlich unter dem Einfluß von Moors Ausspruch: „Da ich noch ein Bube war — war's mein Lieblings-Gedanke, wie sie zu leben, zu sterben wie sie — —. Es war ein Bubengedanke“ (II, 116, 4ff.).

Das Lied der Liebe (I, 76ff.) erinnert stark in Metrum und Sprache an Sch.'s Hymne: An die Freude (IV, 1ff.). Vor allem verwertet sind die Verse Sch.'s (2, 27f.):

„Freude trinken alle Wesen
An den Brüsten der Natur, — —“

Im einzelnen fallen folgende Ähnlichkeiten auf:

Sch. (1, 1ff.):

„Freude, schöner Gottesfunken — —
Wir betreten feuertrunken
Himmlische, dein Heiligthum."

H. (76, 1ff.):

„Engelfreuden ahnend wallen
Wir hinaus auf Gottes Flur,
Wo die Jubel widerhallen
In dem Tempel der Natur."

Sch. (1, 10):

„Seid umschlungen Millionen"!

H. (77, 9f.):

„Singt den Jubel, Schwestern, Brüder!
Festgeschlungen Hand in Hand!"

Sch. (2, 44f.):

„Blumen lockt sie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament. — —"

H. (77, 17ff.):

„Liebe lehrt das Lüftchen kosen
Mit den Blumen auf der Au,
Lockt zu jungen Frühlingsrosen" — —

und (77, 25f.):

„Berge knüpft mit eh'rner Kette
Liebe an das Firmament, — —"

Sch. (3, 64f.):

„Droben überm Sternenzelt
Wird ein großer Gott belohnen."

und (4, 89):

„den des Seraphs Hymne preist, — —"

H. (77, 41ff.):

„Liebe schwingt den Seraphsflügel,
Wo der Gott der Götter wohnt,
Lohnt den Schweiß am Felsenhügel,
Wenn der Richter einst belohnt — —".

In dem Gedicht: An Thills Grab (I, 79f.) finden wir in der ersten Strophe ähnliche einleitende Gedanken wie in Sch.'s Elegie

auf J. Ch. Weckherlin (I, 178ff.). Sonst findet sich nur noch eine Ähnlichkeit in beiden Gedichten:
Sch. (180, 74):

„Aber wohl Dir! — Köstlich ist Dein Schlummer — —“

H. (80, 21):

„O, wohl dir! wohl dir, — Guter, du schläfst so sanft — —“.

Die Melodie an Lyda (I, 81ff.) lehnt sich in Metrum, Sprache und Inhalt an Sch.'s Phantasie an Laura und andre Anthologiegedichte an. In den ersten Versen schon treffen wir den Gedanken, daß die Liebe allein das Weltall verbunden halte.
Sch. (I, 210, 15f.):

„Sphären ineinander lenkt die Liebe,
Weltsysteme dauren nur durch sie.“

H. (81. 1f.):

„Lyda, siehe! zauberisch umwunden
Hält das All der Liebe Schöpferhand, — —“

In diesem Gedicht vor allem sehen wir, wie sich H. nach Art Sch.'s in der Verbindung und Gegenüberstellung sich durchaus widersprechender Begriffe gefällt. Z. B. spricht er (82, 16) von der „trauten Schreckensbahn“; (82, 50): „Flammenatem haucht der Purpurmund“; (82, 47f.):

„Kosend huldiget dem Liebeshauch
Sanfter Melodie der Rache Grimm.“

Zu dem Satze Sch.'s (211, 45f.):

„Waltet nicht auch durch des Uebels Reiche
Fürchterliche Sympathie?“

bietet unser Gedicht reichlich Illustrationen.

So besonders (82, 17ff.):

„Wo der Totenkranz am Grabe flüstert,
Wo der Wurm in schwarzen Wunden nagt, — —
Tönt die Seele Sympathieen wieder“.

Sch. (210, 39f.):

„An der Hoffnung Liebesbrust erwarmet
Starrende Verzweifelung.“

H. (82, 41f.):

„Aus des Jammerers erstarrtem Blicke
Locket Labethränen Flötenton, — —“

Die erste Strophe von Laura am Klavier endlich (I, 216,1 ff.):

„Wenn dein Finger durch die Saiten meistert —
Laura, itzt zur Statue entgeistert,
Itzt entkörpert steh ich da“

hat H. den Schluß geliefert (83, 65 ff.):

„Ha! und wann mir in des Sanges Tönen
Näher meiner Liebe Seele schwebt,
Hingegossen in Entzückungsthränen
Näher ihr des Sängers Seele bebt,
Wähn' ich nicht vom Körper losgebunden
Hinzujauchzen in der Geister Land? — —“

In der Weisheit des Traurers (I, 90 f.) weist wohl die Verwendung des ungewöhnlichen Worts Gängelband (91, 38) bereits auf Sch.'s Götter Griechenlands hin:

(„Da ihr noch die schöne Welt regiertet
An der Freude leichtem Gängelband“) (VI, 21, 1 f.).

In der Hymne an den Genius Griechenlands (I, 93 f.) treten uns unverkennbar Züge aus Sch.'s Triumf der Liebe (I, 236 ff.) entgegen. In beiden Gedichten steigen die Himmlischen herab von ihren Thronen.

H. (93, 31 ff.):

„Zu brüderlicher Umarmung
Neigte sein königlich Haupt
Der Donnerer nieder zu dir, — —“

Sch. (239, 77 f.):

„Göttern läßt er seine Throne
Niedert sich zum Erdensohne, — —“

H. (93, 35 ff.):

„Du kommst, und Orpheus' Liebe
Wallet nieder zum Acheron,
Schwebet zum Auge der Welt, — —“

Sch. (241, 123 f.):

„Aufgejagt von Orfeus Leyer
Flog von Tityon der Geyer — —“

oder (240, 115 ff.):

„Himmlisch in die Hölle klangen
Und den wilden Beller zwangen
Deine Lieder, Thrazier — —“

H. (93, 34):

„Du gründest auf Liebe dein Reich.“

Das Lied der Freundschaft (I, 94 ff.) ist ganz Sch.'s Hymne an die Freude (IV, 1 ff.) nachgebildet. Entsprechend dem Titel werden die Verse bei Sch. (1, 14 ff.)

„Wem der große Wurf gelungen
Eines Freundes Freund zu seyn; — —“

verschiedentlich verwertet. So besonders in Str. 3 u. 4 (95, 13 ff.):

„Ha, der hohen Götterstunden,
Wenn der Edle sich gefunden,
Der für unser Herz gehört!“

Dann werden alle jene Vorsätze wiederholt, die wir auch im Hymnus an die Freude finden. Auffallend ähnlich sind folgende Stellen.

H. (95, 25 ff.):

„Männerstolz, wenn Lästrer schreien,
Wahrheit, wenn Despoten dräuen,
Seelenkraft im Mißgeschick, — —
Liebe, Duldung, Wärme trinken
Freunde von des Freundes Blick.“

Sch. (4, 92 ff.):

„Festen Mut in schwerem Leiden,
Hilfe, wo die Unschuld weint, — —
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerstolz vor Königstronen, — —“

Auch an Sch.'s Aufforderung zum Schwure, am Schluß des Gedichts (5, 101 ff.):

„Schließt den heilgen Zirkel dichter,
Schwört bei diesem goldnen Wein:
Dem Gelübde treu zu sein, — —“

erinnert sich H. (96, 61 ff.):

„Dann gedenkt er ruhig wieder
Mancher froh gesungnen Lieder,
Und der Schwüre, treu und warm; — —“

An die Stille (I, 97 f.) erinnert weniger an ein bestimmtes Gedicht Sch.'s als durch die pathetische Sprache an Eigenheiten und Fehler der Anthologie überhaupt. So berührt es uns fast

komisch, wenn der Dichter nach dem Muster des Lauradichters zur Stille sagt (97, 5 f.):

„Sieh, es brennt an deines Jünglings Wange
Heiß und glühend nach Begeisterung; — —“

Hier fällt uns besonders auch wieder das Spielen mit Gegensätzen auf. So

(97, 23 f.): „Über schauerlichen Schlummergrüften
Stärkt die Lieblinge dein Götterkuß.“
(97, 33): „Ha, dir träuft die wonnetrunkne Zähre, — —“
(98, 42): „Kühl und schattig ist's im Leichentuch, — —“
(98, 44): „Maigesäusel wird Gewitterfluch.“

Sch.'s Freigeisterei der Leidenschaft (IV, 23 ff.) wurde das Vorbild für H.'s Meine Genesung (I, 98 f.). Beide Dichter suchen im Kampf um die Tugend bei der Geliebten Trost; — allerdings ist Sch.'s Stimmung bitterer. Schon die Anfänge beider Gedichte entsprechen sich.

Sch. (23, 1 f.):

„Nein — länger werd ich diesen Kampf nicht kämpfen,
den Riesenkampf der Pflicht.“

H. (98, 2 ff.):

„Mut und Kraft,
Fürder meine Bahn zu wallen,
War im Kampfe mir erschlafft.“

Sch. (24, 25 f.):

„Glükselig, wer in Wonnetrunkenheit begraben,
so leicht wie ich, den tiefen Fall verschmerzt.“

H. (98, 17 ff.):

„Ha, an deinem Göttermahle
Trink, ich nun Vergessenheit! — —
In Entzückungen verloren
Staun' ich die Umwandlung an.“

Sch. (24, 27 u. 30):

„Sie sieht den Wurm an meiner Jugend Blume nagen ...
und großmuthsvoll beschließt sie meinen Lohn.“

H. (98, 1 f.):

„Jede Blüte war gefallen
Von dem Stamme;“

und (99, 38 ff.):

„Mag die bleiche Sorge sich
Um die stille Klause schwingen,
Lyda, Lyda tröstet mich.“

Alle bisherigen Anklänge an Sch. werden übertroffen durch die Abhängigkeit, in welche der mit dem Gedicht an die Muse beginnende Hymnenzyklus gerät. Der Form nach schließen sie sich allerdings mehr an die Götter Griechenlands an; inhaltlich aber gehen sie meist auf die Künstler zurück. Vor allem zahlreich sind die Parallelstellen in der

Hymne an die Muse (I, 99 ff.):

Sch. (VI, 266, 54 ff.):

„Die, eine Glorie von Orionen — —
nur angeschaut von reineren Dämonen,
verzehrend über Sternen geht, — — —“

H. (100, 21 ff. u. 101, 69 ff.):

„Siehe! die geflügelten Aeonen
Hält gebieterisch dein Odem an
Deinem Zauber huldigen Dämonen, — — —“

Sch. (269, 170 f.):

„— — riß sie des Sängers Zitter nach,
der von Titanen sang und Riesenschlachten, — —“

H. (100, 37 ff.):

„Was in Hütten und in Heldenstaaten
In der göttergleichen Väterzeit
Große Seelen duldeten und thaten,
Lohnt die Muse mit Unsterblichkeit.“

Sch. (278, 443):

„Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, — —“

H. (100, 43 f.):

„In der Pieride Mutterschose
Ist der Menschheit Adel aufgeblüht; — —“

Sch. (270, 191 ff.):

„Das Lächeln blühte auf der Wange,
der Stimme seelenvolles Spiel
entfaltete sich zum Gesange, — —“

H. (100, 45 ff.):

„Auf des Wilden krausgelockte Wange
Drückt sie zauberisch den Götterkuß
Und im ersten glühenden Gesange
Fühlt er staunend geistigen Genuß.“

Sch. (266, 48 f.):

„eh noch ein Solon das Gesetz geschrieben,
das matte Blüthen langsam treibt.“

H. (101, 57 f.):

„Oede stehn und dürre die Gefilde,
Wo die Blüten das Gesetz erzwingt;“

Sch. (273, 292 f.):

„Die selige Vollendung schwebet
in euren Werken siegend ihm voran.“

H. (101, 59 ff.):

„Aber wo in königlicher Milde
Ihren Zauberstab die Muse schwingt, — —
Reifen . . . Hoffnungen und Thaten
Der Geschlechter zur Vollendung auf.“

Sch. (278, 466 f.):

„Erhebet euch mit kühnem Flügel
hoch über euren Zeitenlauf;“

H. (101, 81 f.):

„In der Liebe volle Lust zerflossen,
Höhnt das Herz der Zeiten trägen Lauf, — —“

Sch. (267, 88 ff.):

„wie unter heilige Gewalt gegeben
empfangen sie das reine Geisterleben,
der Freyheit süßes Recht, zurück.“

H. (102, 97 ff.):

„Frei und mutig wie im Siegesliede,
Wallen sie der edlen Geister Bahn,
Dein Umarmen, hohe Pieride!
Flammt zu königlichen Thaten an; — —“

Die übrigen Schlußverse erweitern diesen Gedanken.

Hymne an die Freiheit (I, 102 ff.).

In diesem Gedicht schildert H. die goldne Zeit der Unschuld, da die Göttin der Freiheit noch herrschte, nicht ohne Anklänge an Sch. Z. B.:

Sch. (267, 78 ff.):

„Als in den weichen Armen dieser Amme
die zarte Menschheit noch geruht,
da schürte heil'ge Mordsucht keine Flamme,
da rauchte kein unschuldig Blut."

und (266, 63):

„wird sie zum Kind, daß Kinder sie verstehn."

H. (103, 17 ff.):

„Als die Liebe noch im Schäferkleide
Mit der Unschuld unter Blumen ging,
Und der Erdensohn in Ruh und Freude
Der Natur am Mutterbusen hing,
Nicht der Uebermut auf Richterstühlen
Blind und fürchterlich das Band zerriß,
Tauscht' ich gerne mit der Götter Spielen
Meiner Kinder stilles Paradies."

Sch. (272, 256):

„Schon sieht man Schöpfungen aus Schöpfungen erstehen."

H. (104, 67):

„Schon beginnt die neue Schöpfungsstunde."

Sch. (278, 468 f.):

„fern dämmre schon in euerm Spiegel
das kommende Jahrhundert auf."

H. (104, 71 f.):

„Strahlst du uns in königlicher Ferne,
Freies, kommendes Jahrhundert! an."

Sch. (269, 165 f.):

„Bald drängten sich die staunenden Barbaren
zu diesen neuen Schöpfungen heran."

H. (104, 73 ff.):

„Staunend kennt der große Stamm sich wieder,
Millionen knüpft der Liebe Band;
Glühend stehn und stolz die neuen Brüder, — —"

Sch. (269, 171 ff.):

„der von Titanen sang und Riesenschlachten,
und Löwentödtern, die, solang der Sänger sprach,
aus seinen Hörern Helden machten."

H. (104, 77 ff.):

„Wie der Epheu, treu und sanft umwunden, — —
Schwingen, ewig brüderlich verbunden,
Nun am Helden Tausende sich auf."

Sch. (278, 458 ff.):

„Der freysten Mutter freye Söhne
schwingt euch mit festem Angesicht
zum Strahlensitz der höchsten Schöne,
um andre Kronen buhlet nicht."

H. (105, 81 ff.):

„Nimmer beugt, vom Uebermut belogen,
Sich die freie Seele grauem Wahn;
Von der Muse zarter Hand erzogen
Schmiegt sie kühn an Göttlichkeit sich an;"

Sch. (267, 86 ff.):

„Die ihrem keuschen Dienste leben
versucht kein niedrer Trieb, bleicht kein Geschick;
wie unter heilige Gewalt gegeben
empfangen sie das reine Geisterleben,
der Freyheit süßes Recht, zurück."

H. (105, 89 ff.):

„Froh verhöhnt das königliche Leben
Deine Taumel, niedre, feige Lust!
Der Vollendung Ahndungen erheben
Ueber Glück und Zeit die stolze Brust."

### Hymne an die Göttin der Harmonie (I, 105 ff.).

In diesem Gedicht geht H. bei der Schilderung der Tätigkeit von Harmonie und Liebe, die das ganze Weltall verbinden, über die Künstler hinaus. Bereits blickt seine eigne Auffassung, namentlich in den mit frischen Farben gemalten Einzelschilderungen der 5. u. 6. Strophe, deutlich durch. Aber was Urania zu ihrem Sohne, dem Künstler, sagt (8. Str. ff.) ist wieder ganz im Geiste Sch.'s gehalten.

H. (107, 61):

„Meine Welt ist deiner Seele Spiegel,"

Sch. (275, 371 f.):

„Die schönere Natur warf in die Seelen
sanft spiegelnd einen schönen Widerschein."

H. (107, 62):

„Meine Welt, o Sohn! ist Harmonie;“

Sch. (274, 307):

„Sein Geist zerrinnt im Harmonienmeere.“

H. (107, 77):

„Nur im Schatten wirst du mich erspähen,“

Sch. (268, 127):

„Die Kunst, den Schatten ihr nachahmend abzustehlen.“

Der zweite Teil der Hymne, welcher wieder von der Götterlust des freien und mächtigen Priestertums handelt (80 ff.) ist wenig mehr als eine Erweiterung der letzten Verse der vorigen Hymne.

### Hymne an die Menschheit (I, 111 ff.).

Obwohl in diesem Gedicht entschieden ein Anlauf zu selbständiger Auffassung des Themas gemacht ist, so bemerken wir doch, daß H. von den bisher behandelten Grundgedanken sich nicht losreißen kann. Wieder spricht er von dem neuen Elysium, das durch die Schönheit geschaffen werde (111, 11 f. u. 112, 47 f.): er rühmt, daß der Enkel Heer der Ernten Wonne genieße, uns aber die Palme der Unsterblichkeit lohne (112, 39 f.), daß der Saite Zauber nur ertöne, um in Melodie den Geist zu wiegen (112, 49 f.), daß in der Schönheit Lustgefilde das Leben knechtische Begier verhöhne (113, 55 f.), daß kein eitel Ziel die Göttertriebe entstelle (113, 69), kurz die alten Ideen in neuem Gewande. Wie Sch. von den Künstlern sagt (276, 395 f.):

„mit euch — — —
schließt die vollendende Natur,“

so endet auch H. das Gedicht mit den Worten (113, 88):

„Und zur Vollendung geht die Menschheit ein.“

### Hymne an die Schönheit (I, 114 ff.).

Endlich gibt H. einer Hymne den Titel, den er jeder andern ebensogut hätte voranstellen können. Aufs neue begegnen uns viele Reminiszenzen aus den Künstlern.

Sch. (266, 54 ff.):

„Die, eine Glorie von Orionen — —
nur angeschaut von reineren Dämonen

verzehrend über Sternen geht, — — —
steht sie — als Schönheit vor uns da.“

H. (114, 11 ff.):

„Waltend über Orionen, — — —
Lacht, vollendeter Dämonen
Priesterlichen Dienst zu lohnen,
Schönheit in der Urgestalt;“

Sch. (270, 191 ff.):

„Das Lächeln blühte auf der Wange,
Der Stimme seelenvolles Spiel
entfaltete sich zum Gesange, — —“

H. (115, 61 ff.)

„Lächle, Grazie der Wange,
Götterauge, rein und mild!
Leihe, daß er leb' und prange,
Deinen Adel dem Gesange, — — —“

Sch. (277, 433 ff.):

„Sie selbst, die sanfte Cypria, — —
steht dann vor ihrem mündgen Sohne
entschleyert — als Urania;“

H. (115, 68 ff.):

„Schon im holden Schleier sah, — — —
Kannt' ich dich, Urania!“

Sch. (273, 284 ff.):

„In selbstgefäll'ger jugendlicher Freude
leiht er den Sphären seine Harmonie
und preiset er das Weltgebäude,
so prangt es durch die Symmetrie.“

H. (117, 111 ff.):

„Mahnt im seligen Genieße,
Mahnet nicht, im Innern sie
Nachzubilden, jede süße
Stelle meiner Paradiese
Jede Weltenharmonie?“

Sch. (266, 48 f.):

„eh noch ein Solon das Gesetz geschrieben,
das matte Blüthen langsam treibt.“

H. (117, 121 f.):

„Was im eisernen Gebiete
Mühsam das Gesetz erzwingt."

Am Schluß werden die Endgedanken der übrigen Hymnen wieder aufgenommen.

Die Hymne an die Freundschaft (I, 117 ff.) ist vielleicht selbständiger und sprachlich vollendeter als das früher entstandene Lied der Freundschaft (I, 94 ff.) — aber trotzdem ist sie im Ganzen weniger natürlich und ansprechend. Wie in den früheren Hymnen die Schönheit, Freiheit, Harmonie usw. tritt jetzt die Göttin der Freundschaft auf und sammelt ihre Priester um sich. Sodann wird in allegorisch-rethorischer Sprache Tätigkeit und Lohn der Auserwählten geschildert — ähnlich wie in den vorhergehenden Hymnen.

Fast könnte man sich fragen, ob die zweite Hymne an die Freiheit (I, 123 ff.) der ersten (I, 102 ff.) gegenüber einen Fortschritt bedeutet. Beide Hymnen zeigen denselben Aufbau (Huldigung an die Göttin der Freiheit, Ansprache derselben, Aufforderung, ihre Worte zu befolgen) und im wesentlichen auch denselben Gedankenkreis. Besonders hervorgehoben ist nur, daß die Natur unentweiht und frei dahinlebt (5.—7. Str.).

Wie vorsichtig man übrigens mit solchen Parallelen sein muß, zeigt das Gedicht Kanton Schwyz (I, 127 ff.). Es ist eines der trefflichsten aus dieser Periode. Unwillkürlich wird man an Sch.'s Elegie (XI, 76 ff.) erinnert, und man würde vielleicht auch hier an eine Nachahmung denken, wäre nicht Sch.'s Gedicht erst 3 Jahre später entstanden. Die Verse sind beidemal von ähnlichem Wohllaut und öfters treffen sich die Dichter in denselben Gedanken und Bildern. So drücken beide in der Einleitung ihre Begeisterung für die Schönheit des Gebirges aus (Sch. 76, 1 ff., H. 127, 10 ff.), beide schildern, wie die Nacht des Waldes sie umfängt (Sch. 77, 24 ff., H. 128, 26), wie sie allmählich emporklimmen (Sch. 77, 27, H. 128, 27) und wie plötzlich der Wolken Hülle zerreißt (Sch. 77, 30, H. 128, 38). Beide erquicken ihr Auge an weidenden Herden und muntern Dörfern (Sch. 77, 50 ff., H. 128, 53 ff.) und beide preisen das Volk, das in bescheidenem Frieden den Weinstock baut (Sch. 77, 56 ff., H. 128, 58 ff.) usw. Auf die ganze Gedankenfülle der Elegie kann unser Gedicht allerdings keinen Anspruch machen.

Die Umarbeitung des Liedes der Liebe (I, 76 ff.), die Hymne an die Liebe hat die auffallendsten Anklänge an Sch.'s Freude (Blumen lockt sie aus den Keimen, Sonnen aus dem Firmament Sch. IV, 2, 44 ff., H. I, 77, 17 ff.) beseitigt, ist aber sonst in Stimmung und Inhalt gleichgeblieben. Die Hymne

Griechenland (I, 134 f.)

schließt sich nicht nur inhaltlich, sondern auch der Form nach enger als die übrigen Hymnen an die Götter Griechenlands (VI, 21 ff.) an. Schon die erste Strophe zeigt denselben Aufbau in beiden Gedichten. In mehreren Vordersätzen wird der entschwundenen Herrlichkeit des alten Hellas gedacht und das Bedauern, daß nunmehr alles so verändert sei, in einem kurzen Nachsatz ausgedrückt, der bei Sch. (VI, 21, 6) lautet:

„wie ganz anders, anders war es da!"

und bei H. (134, 17):

„Ach! wie anders hätt' ich dich umschlungen!"

Auch sonst erinnern manche Stellen nicht undeutlich an diese Vorlage. So H. (134, 22):

„Und dein Haupt, vom Lorbeerzweig umspielt, — —"

Sch. (24, 95):

„Eure Schläfe schmückten Siegeskränze, — —"

H. (135, 41 ff.):

„Ach es hätt' in jenen bessern Tagen
Nicht umsonst so brüderlich und groß
Für ein Volk dein liebend Herz geschlagen, — —"

Sch. (25, 137 f.):

„Höh're Preise stärkten da den Ringer
auf der Tugend arbeitvoller Bahn."

H. (135, 49):

„Attika, die Riesin, ist gefallen;"

Sch. (26, 153):

„Alle jene Blüthen sind gefallen — —"

So sehr nun auch H. an Stimmung und Grundgedanken der Götter Griechenlands sich hier anlehnt, so treffen wir in dem Gedichte doch auch schon unterscheidende Züge. H. spricht von den Blumen am Ufer des Ilyssus (134, 2), von der Chiertraube Blut (135, 38), vom Gewühle der Agora (135, 39 f.), von dem Ruine ge-

stürzter Marmorhallen (135, 51 f.) usw. — kurz, er lokalisiert seine Sehnsucht bereits viel bestimmter als Sch. in seinem Gedicht.

Die Hymne: Dem Genius der Kühnheit (I, 136 f.) ist zwar entschieden selbständiger als Griechenland, zeigt aber andrerseits, daß die Einwirkung der Künstler noch nicht ganz aufgehört hat. Wir finden einige überraschende Anklänge an dieselben. So Sch. VI (265, 13 ff.):

„Berauscht von dem errungnen Sieg
verlerne nicht die Hand zu preisen,
die an des Lebens ödem Strand
den weinenden verlassnen Waisen,
des wilden Zufalls Beute fand, — —“

H. (136, 19 f.):

„Ach! wie der Geist, vom wunderbaren Siege
Berauscht, der armen Sterblichkeit vergaß!“

Sch. (267, 91 ff.):

„Glückselige — — —
Vor deren Aug' allein sie hüllenlos erscheint,“

H. (136, 35 f.):

„Sie stand vor ihm, mit abgelegter Hülle,
Voll Ernstes da, die ewige Natur;“

Sch. (266, 71 ff.):

„— — schloß sie, die Menschliche, allein
mit dem verlassenen Verbannten
großmüthig in die Sterblichkeit sich ein.“

H. (137, 38 ff.):

„Und lächelnd trat, in aller Freuden Chor,
Entzückender im menschlichen Gewande
Die namenlose Königin hervor.“

Und wiederum wird, wie bei Sch., ein neues Elysium geschaffen (Str. 6). Die Schlußstrophen sind selbständig.

Die formvollendetste Hymne der Tübinger Zeit ist die an das Schicksal (I, 138 ff.). Die reinen Reime, der tadellose Fluß der Verse und die edle Wahl der Worte verleihen der Sprache einen ganz besonderen Wohllaut. Aber in der herrlichen Form liegt auch der größte Reiz dieses Gedichts, das uns viele neue Gedanken nicht bietet.

Von großer sprachlicher Vollendung ist auch das Gedicht: An die Natur. Obwohl es bereits 1795 entstanden ist, zeigt es doch überraschende Ähnlichkeiten mit Schillers Idealen, die im Musenalmanach für 1796 standen, und ist so ein schönes Beispiel dafür, wie H.'s dichterisches Empfinden nicht selten ganz von selbst mit dem Sch.'s zusammentraf. Ähnliches gilt auch von dem Gedicht Diotima, das ebenfalls die Stimmung der Ideale aufs beste trifft.

Noch ist ein Gedicht zu erwähnen, das in der reifsten Zeit entstanden ist, einen überaus großen Reichtum an Gedanken und hohe sprachliche Vollendung zeigt, aber doch bisweilen stark an Sch.'s Elegie (XI, 76ff.) erinnert, der Archipelagus (I, 218 ff.). Nach einer längeren Einleitung spricht H. von dem Geschicke der Stadt Athen (220, 62 ff.) wie Sch. von Sparta (79, 92 ff.). Dann kommt H. auf die Tätigkeit des Kaufmanns zu sprechen (220, 72 ff.):

„Siehe! da löste sein Schiff der fernhinsinnende Kaufmann,
Froh . . ., dieweil er die guten
Gaben der Erd' ausglich und Fernes Nahem vereinte."

So auch Sch. (79, 122ff.):

„Auf den Stapel schüttet die Aernten der Erde der Kaufmann"

usw.[1]) Auch der Tätigkeit des Denkers und Weisen wird gedacht. H. (221, 82 f.):

„Anders bewegt, am Gestade der Stadt ein einsamer Jüngling
Weilt, und die Woge belauscht, und Großes ahndet der Ernste,"

Sch. (80, 134 ff.):

„Aber im stillen Gemache zeichnet bedeutende Zirkel
Sinnend der Weise, beschleicht forschend den schaffenden Geist."

Beide Dichter schildern den Kampf für Freiheit und Vaterland, Sch. den der Spartaner, H. etwas ausführlicher den der Athener. Sch. (79, 95 ff.):

„Helden stürzten zum Kampf für die Penaten heraus.
Auf den Mauren erschienen, den Säugling im Arme. die Mütter, — —"

[1]) vgl. auch Schillers Epigramm auf den Kaufmann (XI, 45).

(79, 104 f.): „Von eurem Blute begossen
Grünet der Oelbaum, es keimt lustig die köstliche Saat."

H. (221, 95 f.):

„So mit dem Könige nun, versengend, städteverwüstend
Stürzt von Ekbatana daher sein prächtig Getümmel, — —"

(221, 105 f.):

„Harrend des Endes stehn die Athenerinnen, die Jungfraun,
Stehn die Mütter, wiegend im Arm das gerettete Söhnlein."

(223, 176 ff.):

„Auf zertretenem Feld, von frommen Händen gewartet
Grünet der Oelbaum auf, und auf Kolonos' Gefilden
Nähren friedlich, wie sonst, die athenischen Rosse sich wieder".

Auch der Mensch nimmt nun seine Tätigkeit wieder auf.

Sch. (79, 108 ff.):

„Zischend fliegt in den Baum die Axt, es erseufzt die Dryade,
Hoch von des Berges Haupt stürzt sich die donnernde Last.
Aus dem Bruche wiegt sich der Fels, vom Hebel beflügelt.
In der Gebirge Schlucht taucht sich der Bergmann hinab."

H. (224, 184 f.):

„Sieh! und dem Schaffenden dienet der Wald, ihm reicht mit den andern
Bergen nahe zur Hand der Pentele Marmor und Erze."

Gewerbe und Kunst blühen herrlich empor, bis der Mensch die Schranken zerbricht und wilde Begierde allein noch herrscht (Sch. 80, 126 ff. und 144 ff.). H. folgt diesem Gedankengang (224, 186 ff.) und hält sich nur dabei länger auf, seine Sehnsucht nach dem alten Griechenleben zum Ausdruck zu bringen. Wie Sch. klagt (80, 152 f.):

„Hinter Wolken erlöschen des Wagens beharrliche Sterne,
Bleibend ist nichts mehr,"

so auch H. (225, 241 f.):

„Aber weh! es wandelt in Nacht, es wohnt, wie im Orkus,
Ohne Göttliches unser Geschlecht. — —"

Dieser traurige Zustand dauert so lange:

„Biss die Natur erwacht und mit schweren ehernen Händen
An das hohle Gebäu rüret die Noth und die Zeit“

(Sch. 81, 176 f.), oder

„Bis, erwacht vom ängstigen Traum, die Seele den Menschen
Aufgeht, jugendlich froh, und — — —
Uns der Geist der Natur, der fernherwandelnde, wieder
Stilleweilend der Gott in goldenen Wolken erscheinet.“

(H. 225, 247 ff.). In einem Hymnus auf die Natur klingen denn auch beide Gedichte aus. H. (226, 267 ff.):

„Denn voll göttlichen Sinns ist alles Leben geworden,
Und vollendend, wie sonst, erscheinst du wieder den Kindern
Ueberall, o Natur! — —“

usw. Sch. (82, 202 f.):

„— — In deinen Armen, an deinem
Herzen wieder, Natur, ach! und es war nur ein Traum. — —“

(82, 206 f.): „Reiner von deinem reinen Altare nehm' ich mein Leben,
Nehme den fröhlichen Muth hoffender Jugend zurück.“

Höchstwahrscheinlich ist Sch.'s Elegie vor H.'s geistigem Auge gestanden, als er den Archipelagus abfaßte. Auf den neuen Titel hat H. wenig, nur im Anfang und in einigen Versen am Schluß, Bezug genommen. Dagegen sind einige Stellen und insbesondere da und dort der Gedankengang so überraschend ähnlich, daß eine bloß zufällige Übereinstimmung nicht möglich ist. Vielmehr liefert uns vielleicht gerade dieses Gedicht ein schönes Muster von der Art, wie H. zu arbeiten pflegte. Die Vorzüge seines dichterischen Talents lagen mehr in einer seltenen Beherrschung der Form, in einer echt lyrischen Stimmung und in einer reichen Geistesbildung als in der Schöpfung origineller Ideen. Darum erwählte er aus den Werken der Alten und unter den Neueren besonders bei Sch. Gedanken und Probleme, die seinem Herzen gefielen und bei liebevoller, eingehender Behandlung ihm einer reichen Entfaltung noch fähig zu sein schienen. Ich glaube nicht, daß H. die Elegie Sch.'s vor sich hatte, als er seinen Archipelagus schrieb; aber zweifellos hatte er kurz vorher dieses herrliche

Gedicht Sch.'s mit der Begeisterung des Schülers und Dichters gelesen und vor allem den kunstvollen Aufbau desselben bewundert, die hochbegeisterten Worte über die Schönheit des griechischen Zeitalters in seinem Herzen nachtönen lassen und sich absichtlich oder nicht entschlossen, zu diesem Problem ein Pendant zu dichten, welches dann der Archipelagus geworden ist.

Unter den Gedichten aus der reifen Zeit ist der Archipelagus das einzige, das mit solcher Deutlichkeit auf Sch. hinweist.

# Schiller und der Hyperion.

Die bisherige Datierung der Fragmente von H.'s Roman Hyperion, welcher C. Litzmanns Autorität eine fast unbestrittene Annahme verschafft hatte, ist neuerdings von Zinkernagel in seinem Werk „Die Entwicklungsgeschichte von H.'s Hyperion" bezweifelt und durch eine neue, wesentlich verschiedene ersetzt worden. Man wird nun in der Tat nicht umhin können, der neuen Datierung zuzustimmen. Denn daß die von Litzmann getrennten Fragmente 2 und 4 zusammengehören, ist von Zinkernagel mit wichtigen äußeren und inneren Gründen bewiesen worden. Und nachdem eine genauere Einsicht in die metrische Fassung deren Zusammenhang mit der Rahmenerzählung klar dartut, hindert uns nichts, auch sie hinter das Thaliafragment zu versetzen. Es gehen also die vier Fassungen in folgender Reihenfolge dem fertigen Romane voraus:

Thaliafragment, Metrische Fassung, Rahmenerzählung: Hyperions Jugend (welche Litzmanns erste Diotimafassung in sich begreift) und Lovellfassung.

Zu den zahlreichen Beweisgründen, die Zinkernagel für seine neue Datierung anführt, dürfte eine weitere nicht unwichtige Beobachtung gefügt werden. Schon Haym[1]) und nach ihm manche andre haben hervorgehoben, daß Schillers und Fichtes Persönlichkeiten dem Adamas in der Schlußredaktion manche Züge geliehen hätten. Dies möchte ich aber auch, wenigstens mit Bezug auf Sch., von dem in der metrischen Fassung wie in der Rahmenerzählung auftretenden guten Manne annehmen. Oft mahnen uns sogar rein äußerliche Züge an den in einem Gartenhaus bei Jena lebenden Sch.: „Da hört' ich einst von einem guten Manne, der seit kurzem ein nahes Landhaus bewohne, und ohne sein Be-

[1]) Haym a. a. O. S. 302.

mühn recht wunderbar sich aller Herzen bemeistert habe — —“ Rahmenerzählung (B. L. II, 11, 25 ff.), Metrische Fassung (Zinkernagel 212, 3 ff.), Schlußredaktion (II, 72, 9 ff.). Und man glaubt fast eine briefliche Äußerung H.'s über Sch. zu hören, wenn man weiter liest: . . . „doch da er . . . mir entgegentrat, da widerstand ich dem neuen Zauber, der mich umfing, mit Mühe, daß ich mir den Geist frei erhielt, doch stärkte mich auch wieder die Ruhe und Freundlichkeit des Mannes —“ (II, 12, 6 ff.). Fast dasselbe hat H. am 30. Juni 1798 an Sch. geschrieben (C. L. 440): „So kann ich es doch nicht über mich gewinnen, mich aus Furcht des Tadels von dem Manne zu entfernen, dessen einzigen Geist ich so tief fühle und dessen Macht mir längst vieleicht den Muth genommen hätte, wenn es nicht eben so große Lust wäre, als es Schmerz ist, Sie zu kennen“. Erst im Jahre 1795 aber hat H. Sch. näher kennen gelernt, und man wird sonach hierin einen weiteren Grund haben, die metrische Fassung, wie die Rahmenerzählung nicht vor dieses Jahr zu verlegen und somit das Thaliafragment als ältesten erhaltenen Bestandteil des Romans anzusehen.

Die Frage nach den verschiedenen literarischen Einwirkungen auf die Fragmente, insbesondere auch den Einfluß Sch.'s, hat Zinkernagel so erschöpfend behandelt, daß dem kaum mehr etwas Neues hinzugefügt werden kann. Ich beschränke mich deshalb darauf, die große Bedeutung Sch.'s und insbesondere seines Don Karlos für den fertigen Roman eingehender nachzuweisen.

In den Fragmenten treffen wir einen bestimmten Hinweis auf den Don Karlos nur an einer Stelle, nämlich in den Abschiedsworten des scheidenden Freundes an Hyperion (Rahmenerzählung bezw. erste Diotimafassung II, 41, 28 ff.):

„Bewahre dich, junge Seele! Du gehörst einer andern Welt. Befasse dich nicht zu viel mit dieser, bis deine Zeit kommt und du unter ihr wirkst...“. (42, 2 ff.): „Wenn ich sterbe, so sterb' ich mit der Hoffnung, daß mein bestes Leben fortdaure in dir und denen, die du einst bildest.“ Das klingt wie der letzte Auftrag Posas an den Prinzen (Sch.'s W. $V_{,2}$, 387, 4289 ff.):

„Sagen Sie
Ihm, daß er für die Träume seiner Jugend
Soll Achtung tragen, wenn er Mann seyn wird, — — “

(4298 ff.) „Und sagen Sie ihm, daß
Ich Menschenglück auf seine Seele lege,
Daß ich es sterbend von ihm fordre —".

Ganz anders ist es in dem fertigen Romane. Immer wieder stoßen wir hier auf Spuren des Don Karlos. Wir können den Inhalt des Hyperion nicht besser definieren als mit den Worten, mit denen Sch. im achten seiner Briefe über Don Karlos die Grundzüge seines Dramas, besonders des Freundschaftsverhältnisses zwischen dem Prinzen und Posa klar und kurz darlegt. (VI, 63, 25 ff.): „Unter beyden Freunden bildet sich also ein enthusiastischer Entwurf, den glücklichsten Zustand hervorzubringen, der der menschlichen Gesellschaft erreichbar ist, und von diesem enthusiastischen Entwurfe, wie er nehmlich im Conflikt mit der Leidenschaft erscheint, handelt das gegenwärtige Drama." Nach diesem Plane ist auch unser Roman geschrieben. Vielleicht müßte man am Schlusse besser statt im Konflikt im Bunde mit der Leidenschaft (der Liebe) setzen; aber abgesehen davon kennzeichnet dieser Satz ebenso scharf die Grundmotive des Hyperion wie des Don Karlos. Denn tatsächlich finden wir alle jene Ideen Posas und des Prinzen über „Verbreitung reinerer sanfterer Humanität, über die höchstmögliche Freyheit der Individuen bey des Staats höchster Blüthe, kurz, über den schönen Zustand der Menschheit" (VI, 61, 20 ff.), ebenso bei Hyperion und Alabanda wieder.

Im Don Karlos ist zu bemerken, daß trotz ihrer anfänglich gemeinsamen Bestrebungen Posa mit größerer Ausdauer und Überzeugung seine Ideen vertritt, daß überhaupt die Charaktere der beiden Hauptthelden scharf unterschieden sind. Nicht so bei H. Bei ihm tragen die beiden Freunde unverkennbar Züge Posas an sich und auch sonst sind sie sich sehr ähnlich. Im großen und ganzen allerdings ist Hyperion, der Geliebte Diotimas, mehr als Abbild des Prinzen, und Alabanda, der entschiedenere der beiden Freunde, mehr als zweiter Posa gedacht.

Der Grund der beiden Freundschaftsbündnisse ist derselbe im Don Karlos und Hyperion: Harmonie der Gefühle, eine gleiche Begeisterung für alles Große und Schöne. Der Wunsch, das Glück der Menschheit herbeizuführen, hatte die Freunde einst verbunden

„O, wie schlecht hab' ich
Bis jetzt auf deine Liebe mich verstanden!"

ruft Posa dem Prinzen zu (V, $_2$, 271, 2410f.), als er sich ganz in die Arme der Leidenschaft werfen will.

„Ja einst,
Einst war's ganz anders. Da warst du so reich,
So warm, so reich! ein ganzer Weltkreis hatte
In deinem weiten Busen Raum." (271, 2413ff.)

Solche Gefühle hatten auch Hyperion und Alabanda zusammengeführt: „Er", so schreibt Hyperion von seinem neu gefundenen Freund (II, 84, 33ff.) „. . . das innere Herz voll Liebe, voll Verlangens, aus der inneren rauhen Hülse durchzudringen in ein freundlich Element; ich . . ., so voll Hoffnung, so voll einziger Erwartung eines schönern Lebens." Er hofft mit ihm, „den Frühling der Völker wiederzubringen" (89, 36), „das Vaterland zu erretten" (87, 31).

Posa ist früher und mehr von seinen weltbeglückenden deen durchdrungen als Don Karlos. Er ist der ernstere der beiden Freunde:

„Da fing ich an mit tausend Zärtlichkeiten
Und treuer Bruderliebe dich zu quälen;
Du stolzes Herz gabst sie mir kalt zurück;" (153, 215ff.)

sagt Karlos zu seinem Freunde. Ein ähnliches Verhältnis ist auch zwischen Alabanda und Hyperion. „Du lächelst, Alabanda?" ruft Hyperion diesem zu (174, 4ff.): „O wie oft, in unsern ersten Zeiten, hast du so gelächelt, wann dein Knabe vor dir plauderte, im trunknen Jugendmut, indes du da, wie eine stille Tempelsäule, standst . . . und leiden mußtest, daß die wilden Ranken meiner Liebe dich umwuchsen."

Und doch liebt Hyperion in seinem Freunde eigentlich nur die Menschheit. Er hatte in ihm gefunden, was er vorher so schwer vermißt hatte: „den schönen Trost, in einer Seele meine Welt zu finden, mein Geschlecht in einem freundlichen Bilde zu umarmen — —" (81, 26ff.). Darum tröstet ihn Diotima, als er schwer unter der Trennung von seinem Freunde leidet, mit den Worten (121, 16): „Weißt du denn, woran du darbest, was dir einzig fehlt, — —" (121, 21): „Es ist eine bessere Zeit, die suchst du, eine schönere Welt — —." (121, 32f.): „Du wolltest keine Menschen, glaube mir, du wolltest eine Welt — —." (122, 32f.): „und die Menschheit, die du doch am Ende einzig liebst?"

Fast mit denselben Worten beurteilt auch Philipp die Freundschaft Posas zu seinem Sohne (434, 5060 ff.):

„Der Freundschaft arme Flamme
Füllt eines Posa Herz nicht aus. Das schlug
Der ganzen Menschheit. Seine Neigung war
Die Welt mit allen kommenden Geschlechtern."

Und der Marquis gesteht selbst der Königin (385, 4257 ff.):

„— Mein Herz
Nur einem Einzigen geweiht, umschloß
Die ganze Welt! — In meines Karlos Seele
Schuf ich ein Paradies für Millionen."

Sind so ihrem Charakter nach Alabanda und Hyperion Posa und dem Prinzen durchaus verwandt, so zeigen nicht weniger manche Züge im Gange der Handlung unseres Romans überraschende Ähnlichkeiten mit Sch.'s Drama. Beidemal erfolgt die Trennung der Freunde dadurch, daß durch den Anschluß des einen derselben an eine feindliche Partei ein unüberbrückbarer Gegensatz zwischen beiden sich zu erheben scheint. Im Don Karlos ergreift Posa die Sache des Königs, wenn auch nur, um den Prinzen wirksamer unterstützen zu können, und führt so eine zeitweilige Trennung herbei; und im Hyperion verläßt Alabanda seinen Freund, um den Männern der Rache, deren Bund er früher angehört hatte, zu folgen. Es ist vielleicht mehr als bloßer Zufall, daß die Zeichnung dieser Männer durchaus auf König Philipp und Alba paßt, wie sie uns aus Sch.'s Darstellung gegenwärtig sind. „Besonders einer fiel mir auf", schreibt Hyperion (90, 31 ff.). „Die Stille seiner Züge war die Stille eines Schlachtfelds. Grimm und Liebe hatt' in diesem Menschen gerast und der Verstand leuchtete über den Trümmern des Gemüts, . . . tiefe Verachtung war auf seinen Lippen. Man ahnete, daß dieser Mensch mit keiner unbedeutenden Absicht sich befasse." Und in den wenigen Worten: „Ein andrer mochte seine Ruhe mehr einer natürlichen Herzenshärte danken. Man fand an ihm fast keine Spur einer Gewaltsamkeit, von Selbstmacht oder Schicksal verübt" (90, 38 ff.), könnte Alba nicht besser charakterisiert sein. Auch das Programm, das einer dieser Männer entwickelt: „Wir sind am Abend unsrer Tage (91, 30) — — Wir haben aufgehört von Glück und Mißgeschick zu sprechen (91, 38 f.) — — Ich hab's mir oft gesagt, du opferst

der Verwesung, und ich endete mein Tagwerk doch“ (92, 18 ff.), ist dem nicht unähnlich, was Philipp in der Erbitterung über Posas Betrug droht (435, 5082 ff.):

„Die Welt
Ist noch auf einen Abend mein. Ich will
Ihn nützen, diesen Abend, daß nach mir
Kein Pflanzer mehr in zehen Menschenaltern
Auf dieser Brandstatt ernten soll“,

und erinnert direkt an die Antwort, die ihm der Großinquisitor auf seine verzweifelte Frage:

„Wem hab' ich Gesammelt?“ (447, 5278 f.) gibt:
„Der Verwesung lieber, als Der Freyheit“ (448, 5279 f.).

Wahrhaft edel nimmt Karlos den scheinbaren Verrat Posas an ihrer Freundschaft auf.

„Er hat
Mich lieb gehabt, sehr lieb. Ich war ihm theuer. — —“

sagt er zu dem Grafen Lerma (364, 3966 ff.):

„Doch sollen Millionen ihm, soll ihm
Das Vaterland nicht theurer seyn als Einer?“ — —
Er opferte mich seiner Tugend.“

Und doch vermag er es fast nicht zu glauben. (364, 3974 f.):

„— Ja, es ist gewiß!
Jetzt ist's gewiß. Jetzt hab' ich ihn verloren.“

Hyperions Haltung ist ebenso würdig: „Er muß ja, . . .“ denkt er (93, 9 ff.), „das sind ja seine Menschen, er muß verschworen sein mit diesen, gegen dich! Was wollt' er auch von dir? Was konnt' er suchen bei dir, dem Schwärmer? . . . Und doch war ich unaussprechlich glücklich gewesen mit ihm. . . .“ „O mein Alabanda!“, ruft er aus (101, 6 ff.), „du hast den Stab gebrochen über mich. Du hieltest mich noch aufrecht, warst die letzte Hoffnung meiner Jugend! Nun will ich nichts mehr! nun ist's heilig und gewiß!“

Die Freunde finden sich wieder und versöhnen sich, nicht aber ohne daß Posa sowohl als Alabanda sich wohl bewußt wären, daß gerade diese Versöhnung ihnen durch die Partei, die sie verließen, zum Untergang werden sollte: „Ich hab's dir oft gesagt“, gesteht Alabanda seinem Freunde (185, 11 ff.), „ich war wie ohne Luft und Sonne, da du fort warst; und anders hatt' ich keine

Wahl; ich mußte dich aufgeben oder meinen Bund. Was ich erwählte, siehst du . . . (185, 26): Verpflichtung brach ich um des Freundes willen, . . . (185, 32ff.): . . . an denen ich gefehlt, die sollen mich haben. . . . Was können sie mir nehmen, als mein Blut?“ Wer erinnert sich da nicht unwillkürlich an Posas hochherziges Opfer? (387, 4309ff.):

„Es ist vorbey. Karl oder ich. Die Wahl
War schnell und schrecklich. Einer war verloren,
Und ich will dieser Eine seyn, —“

sagt er zur Königin.

Ein feierlicher Ernst liegt über der Abschiedsstunde der beiden Freunde:

„Welche plötzliche
Veränderung in deinen Zügen? So
Hab' ich dich nie gesehen. Stolzer hebt
Sich deine Brust, und deine Blicke leuchten“,

ruft Karlos dem Marquis zu (407, 4602ff.). So schreibt auch Hyperion von Alabanda (186, 31f.): „Es war ein Feuer in seinen Augen, das, wie ein Göttergebot, mich niederschlug“. Die beiden Abschiednehmenden fordern ihre Freunde auf, das Scheiden nicht so schwer zu nehmen. „O mein Hyperion!“, sagt Alabanda (187, 30ff.), „ich hab' es überwunden; ich hab' es über mich vermocht, das Todesurteil über mein Herz zu sprechen und dich und mich zu trennen, Liebling meines Lebens! schone mich nun! erspare mir den Abschied! laß uns schnell sein! komm!“ So bittet auch Posa den Prinzen (408, 4605ff.):

„Wir müssen Abschied nehmen, Karl. Erschrick nicht
O, sey ein Mann. Was du auch hören wirst,
Versprich mir, Karl, nicht durch unbänd'gen Schmerz,
Unwürdig großer Seelen, diese Trennung
Mir zu erschweren, — —“

„Grüße deine Diotima!“, fleht Alabanda zuletzt (188, 10f.), „Liebt Euch! werdet glücklich, schöne Seelen!“ Und er trennt sich mit den Worten (188, 14ff.): „Dein Beruf ist schöner, behalt ihn! ihr gehörst du, jenes holde Wesen ist von nun an deine Welt — ach! weil kein Glück ist ohne Opfer, nimm als Opfer mich, o Schicksal an, und laß die Liebenden in ihrer Freude!“ Mit derselben edlen Selbstverleugnung ist Posa beim Abschied nur für den Prinzen besorgt.

„Sie beide
Gehören für einander — —“

sagt er zur Königin (390, 4365ff.):

„Versprechen Sie mir, ewig ihn zu lieben, — —
Unwandelbar und ewig ihn zu lieben. — —“

(390, 4375f.):

„Jetzt sterb' ich
Beruhigt — Meine Arbeit ist gethan.“

Dem Tode verfallen ist Alabanda, weil er den Bund mit den Männern der Rache gebrochen. Aber der Grund, warum er sich, ehe ihn die Rache ereilt, von Hyperion trennt, liegt in der Besorgnis, er könnte um der Liebe willen die Freundschaft brechen. Er will nicht zwischen Hyperion und Diotima treten. Vielleicht ist auch dieser Zug der Entwicklung im Don Karlos angepaßt. Denn nicht bloß gibt Posa, um den Prinzen zu retten, sich als den Geliebten der Königin aus, sondern man kann nicht zweifeln, daß ein Zeichen wirklicher Liebe in der tiefen Bewegung liegt, mit der er die Königin verläßt und die ihm noch im Angesichte des Todes die Worte auspreßt (392, 4396):

„O, Gott, das Leben ist doch schön!“

Alabanda sagt vor der letzten Trennung einige treffende Worte über sein Verhältnis zu Hyperion (183, 10ff.): „.... alles was ich hofft' und hatte, war an dich gekettet; ich riß dich an mich, wollte mit Gewalt dich in mein Schicksal ziehn, verlor dich, fand dich wieder, unsre Freundschaft nur war meine Welt, mein Wert, mein Ruhm“; — alles dies könnte ebensogut Posa gesprochen haben. Auch er hatte alle seine Hoffnungen auf den Prinzen gesetzt; er will ihn mit Gewalt in seine Pläne hineinziehen — er läßt ihn verhaften. Er verliert dadurch die Freundschaft des Prinzen, in dessen Herz Mißtrauen geschlichen war; er gewinnt ihn wieder, nachdem die Triebfeder seines Handelns offenbar geworden. Und warum hatte er all dies getan?

„Sein schöner Lebenslauf war Liebe. Liebe
Für mich sein großer, schöner Tod“

sagt Karlos (417, 4795f.).

Es ist somit kaum zweifelhaft, daß Posas und des Prinzen Freundschaft Vorbild und Grund des Freundschaftsbundes im Hyperion wurde. Nicht bloß die Grundlage des eigenartigen Ver-

hältnisses ist beidemal dieselbe, sondern wie wir gesehen haben, entsprechen sich selbst die äußeren Erlebnisse der Freunde.

Anders ist es bei dem zweiten Hauptmotiv des Romans: der Liebe Hyperions zu Diotima. Wenn irgendwo schöpfte H. bei ihrer Schilderung gerade aus der Tiefe seines Herzens, das ja, wie selten ein anderes, Freud und Leid einer eigenartigen, verbotenen Liebe erfahren hatte. Nur eine besondere Wendung in der Entwicklung dieser Liebe, wie vielleicht ihr unglücklicher Ausgang, erinnert an des Prinzen Leidenschaft für Elisabeth. Wie bei Sch. soll nämlich auch in H.'s Roman die Liebe zurücktreten hinter der größeren Idee der Weltverbesserung und Menschenbeglückung. Diotima wie die Königin mahnen ihre Geliebten, dieses hohe Ziel nicht aus den Augen zu verlieren. „Es gibt eine Zeit der Liebe", sagt Diotima zu Hyperion (140, 34ff.) . . . „Aber das Leben selber treibt uns heraus . . . Hyperion! mich deucht. du bist zu höhern Dingen geboren . . ." (141, 12ff.): „Willst du dich verschließen in den Himmel deiner Liebe, und die Welt, die deiner bedurfte, verdorren und erkalten lassen unter dir?" Ganz ähnlich sagt Elisabeth vorwurfsvoll zu Don Karlos (181, 782ff.):

„Die Liebe,
Das Herz, das Sie verschwenderisch mir opfern,
Gehört den Reichen an, die Sie dereinst
Regieren sollen . . . (182, 791ff.): Elisabeth
War Ihre erste Liebe, Ihre zweyte
Sey Spanien."

Hyperion erkennt, daß die Liebe ihn träumerisch und untätig gemacht hat. „Ich bin zu müßig geworden, . . . zu friedenslustig, zu himmlisch, zu träg!" ruft Hyperion aus (145, 26f.). Auch Karlos sieht leider zu spät erst ein, was er durch seine schwärmerische Liebe verloren (450, 5310ff.):

„Vollenden Sie nicht, Königin — Ich habe
In einem langen, schweren Traum gelegen.
Ich liebte — Jetzt bin ich erwacht."

Neben dem Don Karlos haben Sch.'s philosophische Werke mannigfaltig auf den Hyperion eingewirkt. So sagt z. B. Sch. in seiner[1]) Abhandlung: „Die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon"

[1]) D. h. der für sein Werk gehaltenen, in Wahrheit von Sch.'s Lehrer Nast.

über die Gesetze des Drako (IX, 164, 30ff.): „Die Sklaven der Pharaonen, oder des Königs der Könige würden sich endlich vielleicht darein gefunden haben — aber wie konnten Athenienser unter ein solches Joch sich beugen . . . (165, 3f.): Drako hatte also seinen Auftrag sehr schlecht erfüllt, und anstatt zu nützen, schadeten seine Gesetze.“ So führt auch H. aus (134, 1ff.): „Der Aegyptier trägt ohne Schmerz die Despotie der Willkür, der Sohn des Nordens ohne Widerwillen die Gesetzesdespotie. . . . Der Athener kann die Willkür nicht ertragen. . . . Drako taugt für ihn nicht.“ Vielleicht wurde H. gerade durch Sch.'s Abhandlung dazu angeregt, ausführlicher Athener und Spartaner gegenüberzustellen und zu vergleichen, wie es eben an dieser Stelle geschieht.

Sch. vergleicht in seinen Briefen über die ästhetische Erziehung die gegenwärtige Menschheit mit den Griechen (X, 287, 15ff.): „Der Ruhm der Ausbildung und Verfeinerung“, sagt er, „kann uns gegen die griechische Natur nicht zu statten kommen, die sich mit allen Reizen der Kunst und mit aller Würde der Weisheit vermählte, ohne doch, wie die unsrige, das Opfer derselben zu seyn.“ Diese echt Winckelmannsche Idee wendet H. ganz besonders auf die Athener an (133, 24ff.): „ . . . daß ihre Kunst und ihre Religion die echten Kinder ewiger Schönheit — vollendeter Menschennatur — sind, und nur hervorgehn konnten aus vollendeter Menschennatur, das zeigt sich deutlich . . .“

Auch die weiteren Ideen bei Sch., daß Poesie und Spekulation beim Erwachen der Geisteskräfte ihre Verrichtungen tauschen konnten (X, 288, 2ff.), daß der Verstand mit dem Herzen sich vereinen müsse (von Herder stammend [X, 298, 29ff.]), finden sich bei H. (134, 14ff., 136, 23ff.). Selbst das etwas äußerliche Bild, daß die Philosophie aus der Dichtung entspringe, wie Minerva aus Jupiters Haupt (X, 298, 4f.), findet sich bei H. (134, 22f.) wieder. Wie Sch. (X, 300, 5ff.) wünscht H. (132, 30ff.), daß man den Menschen von der Wiege an ungestört der Vollendung zureifen lasse. Beide sprechen mehrmals von den verschiedenen Staatsformen, von der reinen Republik, vom Freistaat des Schönen[1]) (Sch. X, 384, 10ff.; H. 146, 23ff.; 157, 10ff.; 161, 26f.), von den Rechten und Nachteilen

[1]) Hier mag das Vorbild von Heinse's Ardinghello für Hölderlin nicht ohne Einfluß gewesen sein. Über seine Stellung zu Hölderlin überhaupt vgl. Heinse u. Hölderlin, Inaugural-Dissertation von Th. Reuß, Stuttgart 1906.

des Staates (Sch. X, 283, 26ff.; H. 89, 21ff.), vom Zeitcharakter und insbesondere von der Unheilbarkeit des Jahrhunderts.

Wiewohl auch Sch. wiederholt die Roheit und Verkehrtheit seiner Zeitgenossen bedauert, so gesteht er doch (X, 276, 28f.): „Ich möchte nicht gern in einem andern Jahrhundert leben, und für ein andres gearbeitet haben". Aber aus diesen widersprechenden Prämissen zieht er den richtigen Schluß für den Künstler (X, 302, 15f.): „Lebe mit deinem Jahrhundert, aber sey nicht sein Geschöpf". Hätte H. dieses Wort zu befolgen gewußt, so wäre er wohl weniger unglücklich gewesen. Er wollte nicht das Geschöpf seines Jahrhunderts sein, deshalb wies er es ganz zurück. Während Sch. auf die Frage (X, 300, 32ff.): „Wie verwahrt sich aber der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen?" die Antwort gibt: „Wenn er ihr Urtheil verachtet", sagt H. (147, 2ff.); „Das rettet ihn allein, daß er sich aufmacht und die Natter zertritt, das kriechende Jahrhundert, das alle schöne Natur im Keime vergiftet!" Überall im Hyperion sind denn auch die Vorwürfe, die Sch. in seinen Briefen über die ästhetische Erziehung seinen Zeitgenossen macht, ins Maßlose übertrieben. Während Sch. über die Mißstände in der kultivierten Menschheit seiner Zeit überhaupt entrüstet ist, trifft die Empörung H.'s, der hier mehr als Mensch, denn als Dichter spricht, ganz natürlicherweise die ihn umgebenden Deutschen. Schon Haym[1]) weist darauf hin, daß H.'s harte Ausfälle am Schlusse seines Romans nur eine übertriebene Variation dessen seien, was Sch. in seinen ersten Briefen über ästhetische Erziehung beklagt: „Die alten Grundsätze", sagt Sch. (X, 296, 8ff.), „werden bleiben, aber sie werden das Kleid des Jahrhunderts tragen, und zu einer Unterdrückung, welche sonst die Kirche autorisirte, wird die Philosophie ihren Nahmen leyhen. . . ." (X, 292, 5ff.): „Der abstrakte Denker hat daher gar oft ein kaltes Herz, weil er die Eindrücke zergliedert, die doch nur als ein Ganzes die Seele rühren; der Geschäftsmann hat gar oft ein enges Herz, weil seine Einbildungskraft . . . sich zu fremder Vorstellungsart nicht erweitern kann. . . ." (X, 284, 13ff.): „Der Wilde verachtet die Kunst, und erkennt die Natur als seinen unumschränkten Gebieter; der Barbar verspottet und entehrt die Natur, aber verächtlicher als der Wilde fährt er häufig genug fort, der Sklave seines Sklaven zu seyn! . . ."

[1]) a. a. O. S. 310.

usw. Diese und ähnliche Äußerungen wendet H. auf die Deutschen an, über die sich die ganze Schale seines Unmuts ergießt (198, 5ff.):

„So kam ich unter die Deutschen . . . Barbaren von altersher, durch Fleiß und Wissenschaft und selbst durch Religion barbarischer geworden. . . .“ (198, 23ff.):

„Handwerker siehst du, aber keine Menschen, Denker, aber keine Menschen, Priester, aber keine Menschen. . . .“ (199, 18ff.): „Ich sage dir: es ist nichts Heiliges, was nicht entheiligt, nicht zum ärmlichen Behelf herabgewürdigt ist bei diesem Volk, und was selbst unter Wilden göttlich rein sich meist erhält, das treiben diese allberechnenden Barbaren, wie man so ein Handwerk treibt, und können es nicht anders. . . .“ Es ist fast unbegreiflich, wie ein Mann wie H., der sich stets als treuer, anhänglicher Sohn, als liebenswürdiger Freund und als zurückhaltender ernster Charakter gezeigt hat, sich zu so harten Urteilen konnte hinreißen lassen. Es ist, als hätte er Sch.'s Mahnung befolgen wollen, „man müsse jezt das Publikum recht in Indignazion setzen, um darauf zu wirken.“[1]) Auch entschuldigt die große Enttäuschung, welche er in seinem Dichter- und Liebesleben bisher schon hatte erfahren müssen, manches. Er, der in frühester Jugend schon Unsterblichkeit sich geschworen hatte und in dieser Hoffnung von mancher Seite bestärkt worden war, sah in der Zeit seines höchsten dichterischen Schaffens seine hohen Erwartungen nicht erfüllt.

„Warum achtetet ihr mich mehr,
Da ich stolzer und wilder,
Wortereicher und leerer war?“

sagt er nicht ohne Wehmut in seinem Gedicht Menschenbeifall (I. 193).

Diese Verse sind interessant, nicht bloß, weil sie einen bedeutenden Mitgrund der Erbitterung H.'s angeben, sondern auch, weil sie zeigen, daß unser Dichter sich des Abstandes seiner Schöpfungen von einst und jetzt wohl bewußt ist. Er hat die Höhe seines dichterischen Könnens erreicht. Denn wohl zeigt auch sein größtes Werk, der Hyperion, daß andere Dichter auf ihn eingewirkt haben — aber als Ganzes ist der Roman doch Originalarbeit. Das Entlehnte ist so kunstvoll verwebt mit eigenen Ideen und im einzelnen so eigenartig gewendet, daß die Selbständigkeit des Werks darunter keine Einbuße erleidet. Das allerdings ist wohl kaum zu verkennen, daß manche Widersprüche und vielleicht

[1]) vgl. Hölderlin an Neuffer, Jan. 1795, C. L. 254.

eine gewisse Unbestimmtheit in der Charakterentwicklung, insbesondere des Titelhelden, mit darauf zurückzuführen ist, daß wir in dem Romane die Spuren doch ziemlich verschiedenartiger Quellen, wie z. B. des Don Karlos und der Briefe über die ästhetische Erziehung treffen. Sch. hat eine große Entwicklung durchgemacht in der Zeit, welche zwischen der Entstehung dieser beiden Werke liegt. Während Posa noch mit der leidenschaftlichen Liebe der Jugend die ganze Welt umfaßt und die bedrückte Menschheit erlösen möchte, hat der Verfasser der Briefe über die ästhetische Erziehung eingesehen, daß die menschlichen Fehler naturnotwendig und nicht durch Utopien korrigierbar sind. Hilfe hofft er allein von der Macht des Schönen. Aus dem Weltbeglücker ist ein Welterzieher geworden. H. nun vereinigt in seinem Roman diese beiden ungleich gestalteten Geistesrichtungen. Darum ist auch Hyperions Menschenliebe in gewisser Beziehung wieder so verschieden von der Posas. Dieser verachtet den Stoff nicht, den er bilden möchte: „Das ist

Der löwenkühne Jüngling nicht, zu dem
Ein unterdrücktes Heldenvolk mich sendet —“

sagt er zu Don Karlos (V, 2 150, 152 ff.). Und ein anderes mal (V, 2 312, 3139 ff.) nennt er die Niederländer:

„Ein kräftiges, ein großes Volk — und auch
Ein gutes Volk — und, Vater dieses Volkes,
Das, dacht' ich, das muß göttlich seyn!“

Auch Hyperion möchte das Vaterland erretten (II, 87, 30 ff.) und den Frühling der Völker wiederbringen (II, 89, 35 ff.); daneben aber kehrt die beständige Klage wieder (II, 78, 9 ff.): „ich möcht' euch folgen, möchte von mir schütteln, was mein Jahrhundert mir gab“. Oder (II, 81, 24 ff.): „Die Unheilbarkeit des Jahrhunderts war mir aus so manchem . . . sichtbar geworden.“ So ist seine Hoffnung im Grunde nur auf eine ferne Zukunft gerichtet. Hyperion liebt die Menschheit — gleich Posa — aber er haßt die Menschen seiner Zeit, weil H.'s eigene Charakteranlage, eigene bittere Erfahrungen und vielleicht auch Sch.'s Auslassungen in den ästhetischen Briefen sie seiner Liebe unwürdig erscheinen ließen. So sind entschieden entgegengesetzte Stimmungen in einem Charakter vereinigt, dessen widerspruchsvolle Haltung wir darum bisweilen nicht recht verstehen.

# Schiller und der Empedokles.

Von dem dramatischen Versuche Empedokles sind Bruchstücke vorhanden, die über seine allmähliche Entstehung nur geringen Aufschluß geben. Denn diese Entwürfe sind meist wenig charakteristisch und manchmal, wie z. B. manche Stellen des zweiten, ziemlich verworren. Dies erklärt sich daraus, daß H. auch noch in der Zeit des Irrsinns an den Entwürfen zum Empedokles arbeitete. Hinweise auf Sch. finden sich in denselben kaum; höchstens der zweite Entwurf mahnt uns an ein Werk Sch.'s. die Braut von Messina. Diese Fassung trägt den Titel: Tragödie der feindlichen Brüder und stimmt auch in der Zahl der Personen wie in der Verwendung des Chors mit dem genannten Werke Sch.'s überein. Sonst finden sich in diesen Entwürfen keine Spuren einer Einwirkung Sch.'s. Anders wiederum in den ausgeführten Partien.

Als H. sich an die Ausführung dieses Werks machte, schrieb er an Sch. (C. L. 523 f.), er habe für sein Drama die Räuber und den Fiesko aufs neue studiert und insbesondere die großartige Technik derselben bewundert. Da nun H. von den Gedanken eines von ihm erst gelesenen, ihn im Tiefsten ergreifenden Werks bei der Abfassung seiner eigenen Arbeiten sich nur sehr schwer losmachen konnte, ja im Gegenteil nur zu sehr geneigt war, frisch empfangene Ideen festzuhalten und in seiner Art weiter auszuspinnen, müßten wir uns wirklich wundern, wenn wir nicht auch im Empedokles Spuren seiner Vorstudien finden würden. In der Tat treten uns in dem Drama Züge aus dem Fiesko sowohl wie aus den Räubern nicht undeutlich entgegen.

Das erste größere Stück allerdings: Empedokles auf dem Aetna (B. L. II, 218—233) enthält keinerlei Hinweise auf Sch., um so mehr aber das große Fragment: Der Tod des Empedokles (II, 233 ff.). Wie im Fiesko treten zur Eröffnung des Dramas Frauen auf, die

ihren Helden bewundern und für seinen Untergang fürchten. Im Empedokles nahen dann die Feinde desselben und beschließen seinen Tod. Unwillkürlich denken wir hier an die Zusammenkunft Verrinas mit Bourgognino, die ja ebenfalls Untergang bereiten soll dem Manne, den „der Pöbel vergöttert“ (III, 155, 22). Wie Fiesko hat auch Empedokles das Volk betört: „Sie wissen nichts, denn ihn, Er soll ihr Gott, Er soll ihr König sein“, macht ihm Mekades zum Vorwurf (II, 243, 244 ff.). Stolz hatte er zum Volke gesprochen (245, 307 ff.): „ihr ehret mich, . . . und thuet recht daran; Denn stumm ist die Natur, Es leben Sonn' und Luft und Erd' und ihre Kinder Fremd umeinander . . . (322 ff.) und tot Erschiene der Boden, wenn einer nicht Des wartete, lebenerweckend — Und mein ist das Feld. . . .“ Das ist ganz die selbstbewußte Sprache Fieskos, der seine Vaterstadt daran erinnert (III, 83, 16 f.), daß er der größte Mann sei im ganzen Genua! — „und die kleineren Seelen sollten sich nicht unter die Große versammeln?“ Er sieht seinen höchsten Triumph darin (III, 84, 22 ff.), „die unbändigen Leidenschaften des Volks, gleich soviel strampfenden Rossen, mit dem weichen Spiele des Zügels zu zwingen — den emporstrebenden Stolz der Vasallen mit einem — einem Athemzug in den Staub zu legen. . . .“ Diese Gefahr treibt Verrina zu dem Entschlusse, Fiesko zu töten. „Fiesko muß sterben,“ sagt er (III, 82, 18 f.). Denn (83, 1 ff.): „Der Mann, dessen Lächeln Italien irre führte, wird er seines Gleichen in Genua dulden? — Geh, Den Tyrannen wird Fiesko stürzen, das ist gewis! Fiesko wird Genuas gefährlichster Tyrann werden, das ist gewisser!“

Auch Hermokrates fürchtet eine Tyrannei des Empedokles (II, 245, 341 ff.):

„Ärgers schläft in ihm.
Ich kenn' ihn, kenne sie, die überglücklichen
Verwöhnten Söhne des Himmels, — — —“

(246, 348 ff.):

„— — — unheilbar gärt
Die Brust. Auch er! so still er scheint,
So glüht ihm doch, seit ihm das Volk mißfällt,
Im Busen die tyrannische Begierde.
Er oder wir! Und Schaden ist es nicht,
So wir ihn opfern. Untergehen muß
Er doch!“

Mekades scheut zunächst vor diesem letzten Schritt zurück und doch kann er dem Priester nicht widersprechen:

„Du redest schrecklich, Priester, und es dünkt
Dein dunkel Wort mir war. Es sei!
Du hast zum Werke mich — — —“ (II, 247, 415 ff.).

So entschließt sich auch Bourgognino zuletzt, an Verrinas schrecklichem Plane mitzuwirken, den er anfänglich nur mit Entsetzen hatte anhören können.

Nun erscheint Empedokles und hält einen herrlichen Monolog an die Natur (II, 250, 508 ff.):

„Auch mir, ihr Quellen des Lebens, strömtet
Aus Tiefen der Welt ihr einst
Zusammen und es kamen
Die Dürstenden zu mir; — wie ist's denn nun
Verträumt? bin ich ganz allein?
Und es ist Nacht hier außen auch am Tage? — —“

(251, 528 ff.):

„Verdammt in seiner Seele soll er so
Dahingehn, ausgestoßen, freundlos, er,
Der Götterfreund — — —“

(251, 538 f.):

„— — Einmal noch! noch einmal
Soll mir's lebendig werden und ich will's! — —“

(251, 547 ff.):

„Weh, einsam! einsam! einsam!
Und nimmer find ich
Euch, meine Götter.
Und nimmer kehr' ich
Zu deinem Leben, Natur!
Dein Geächteter! weh!“

Wer hört hier nicht die Wehmut Karl Moors, als er in der Szene an der Donau die Schönheit der Natur bewundert! Oft sind es dieselben Worte (II, 117, 8 ff.):

„Meine Unschuld, meine Unschuld! — Seht es ist alles hinausgegangen sich im friedlichen Stral des Frülings zu sonnen — warum ich allein die Hölle saugen aus den Freuden des Himmels? ... Die ganze Welt Eine Familie und ein Vater dort oben — Mein Vater nicht — Ich allein der Verstosene, ich allein

ausgemustert aus den Reihen der Reinen . . . (118, 5 ff.): o ihr Tage des Friedens! Du Schloß meines Vaters — ihr grünen, schwärmerischen Thäler! O all ihr Elisiums Scenen meiner Kindheit! — Werdet ihr nimmer zurückkehren — Traure mit mir Natur — Sie werden nimmer zurückkehren — Dahin! dahin! unwiederbringlich! —"

Und wie Moor in seinem Schmerze den Wunsch ausspricht: „Daß ich wiederkehren dürfte in meiner Mutterleib! daß ich ein Bettler gebohren werden dürfte!" (117, 23 f.), so klagt auch Empedokles (258, 761 f.): „O glaub es mir, ich wäre lieber nicht Geboren."

In einem längeren Dialog zwischen Meister und Jünger wird nun die Natur in den schönsten Wendungen verherrlicht. Hier geht H. weit über das von Schiller Gebotene hinaus — aber die Stimmung ist gegeben. Darauf erscheinen die Gegner des Empedokles und veranlassen die Agrigentiner, seine Verbannung zu beschließen. Mit Entrüstung weist Empedokles die Anschuldigungen des Priesters zurück in einer Sprache, deren Heftigkeit vielleicht aus H.'s intensivem Widerwillen gegen den geistlichen Beruf sich erklärt, und die an die Vorwürfe erinnert, die der Prinz in der Eingangsszene zum Don Karlos dem Domingo macht. Auch sonst mahnen uns manche Züge des Hermokrates an den heuchlerischen Priester im Don Karlos. So ist sein Antrag, den er bei der Verurteilung des Empedokles macht (246, 372 ff.):

„Fallen muß der Mann; —
Verderblicher denn Schwert und Feuer ist
Der Menschengeist, der götterähnliche,
Wenn er nicht schweigen kann . . ."

nicht unähnlich dem, was der Großinquisitor ausführt ($V_{,2}$, 442, 5178 ff.)

„Der Mensch war unser; — —
Ihn schenkte
Der Nothdurft dieses Zeitenlaufes Gott,
In seines Geistes feierlicher Schändung
Die prahlende Vernunft zur Schau zu führen."

Gegen den Priester nun wendet sich Empedokles (259, 796 ff.):

„Weh!
Ihr reinen Götter, ihr lebendigen!
Muß dieser Heuchler meine Trauer mir
Vergiften? geh! ich schonte dich ja oft,
So ist es billig, daß du meiner schonst,

Du weißt es ja, ich hab' es dir bedeutet,
Ich kenne dich und deine schlimme Zunft, — —"

Dann geht Empedokles. Zärtlich nimmt er Abschied auch von seinen Sklaven, und zwischen Herr und Diener werden hier ähnliche Worte gewechselt, wie zwischen Karl Moor und dem alten Daniel. Mehr und mehr tauchen überhaupt jetzt Erinnerungen an die Räuber auf. Der Priester Hermokrates nimmt allmählich manche Züge des heuchlerischen Franz an und Empedokles gefällt sich immer besser in der Gestalt Karl Moors. Gleich diesem nimmt er schwer Abschied von der Heimat (273, 1206 ff.):

„— — lebt wohl, ihr Treuen,
Und du, mein väterliches Haus, wo ich erwuchs
Und blüht'! — ihr lieben Bäume, — ruhige
Vertraute meiner Ruh! o sterbt und gebt
Den Lüften zurück das Leben. — — —"

273, 1225 ff.):

„Wohin denn nun, ihr Pfade der Sterblichen? viel
Sind eurer, wo ist der meine? der kürzeste wo?
Der schnellste? denn zu zögern ist Schmach."

Das waren auch die Gedanken Karl Moors gewesen, als er (eine Heimat wieder sah, die er nur sah, um aufs neue zu fühlen. daß er ewig von ihr geschieden sein sollte (II 128, 11 ff.): „Sey mir gegrüßt, Vaterlands-Erde! — und Fluren und Hügel und Ströme und Wälder! Seyd alle, alle mir herzlich gegrüßt! — wie so köstlich wehet die Luft von meinen Heymath-Gebürgen! . . . (129, 16 f.): „Lebt wol, ihr Vaterlandsthäler!" Auch er steht ratlos vor einem Entschluß, als er nach dem Wiedersehen mit Amalia sich mit dem Gedanken trägt, Selbstmord zu verüben; „— sage mir — o sage mir — wohin — wohin wirst du mich führen? — Fremdes. nie umsegeltes Land! —" (II, 162, 22 ff.).

Um den fernen Geliebten trauert im Empedokles Panthea. die der Frauengestalt in den Räubern in manchem gleicht. Besonders an jene Szene werden wir gemahnt, in der Amalia dem vermeintlichen Grafen im Schloßgarten ihre Sehnsucht und ihre Anhänglichkeit für den dahingegangenen Jugendgeliebten schildert. „Hier, wo Sie stehen," schwärmt sie (II, 150, 11 ff.), „stand er tausendmal — und neben ihm die, die neben ihm Himmel und Erde vergas — hier durchirrte sein Aug die um ihn prangende Gegend —

sie schien den grosen belohnenden Blik zu empfinden, und sich unter dem Wohlgefallen ihres Meisterbilds zu verschönern — hier hielt er mit himmlischer Musik die Hörer der Lüfte gefangen. — —“ Und auf die Frage des Grafen (II, 150, 20): „Er ist nicht mehr?“ antwortet sie (150, 21 ff.): „Er seegelt auf ungestümmen Meeren — Amalias Liebe segelt mit ihm — er wandelt durch ungebahnte, sandigte Wüsten — Amalias Liebe macht den brennenden Sand unter ihm grünen, und die wilden Gesträuche blühen — der Mittag sengt sein entblößtes Haupt, nordischer Schnee schrumpft seine Sohlen zusammen, stürmischer Hagel regnet um seine Schläfe, und Amalias Liebe wiegt ihn in Stürmen ein — Meere und Berge und Horizonte zwischen den Liebenden — — —“

Ganz ähnlich sind die Gefühle Pantheas für Empedokles. Auch sie steht im Garten des Geliebten und gedenkt der Zeit, da er noch bei ihr war (II, 275, 1264 ff.):

„Delia!
Da ging er sonst und dieser Garten war
Um seinetwillen mir so wert. Ach oft
Wenn mir das Leben nicht genügt' und ich,
Die Ungesellige, betrübt mit andern
Um unsre Hügel irrte, sah ich her
Nach dieser Bäume Gipfeln, dachte, dort
Ist Einer doch! Und meine Seele richtet'
An ihm sich auf.“

Auch sie möchte mit ihrem Geliebten die Gefahren der Verbannung tragen (276, 1309 ff.):

„O laßt nicht mich,
Ihr weisen Richter, ungestraft entkommen,
Ich ehr' ihn ja und wenn ihr es nicht wißt,
So will ich es ins Angesicht euch sagen.
Dann stoßt auch mich zu eurer Stadt hinaus.
Und hat er ihm geflucht, der Rasende,
Mein Vater, ha! so fluch' er nun auch mir!“

Und auf den tröstenden Einwurf Delias (277, 1334):

„Du liebe Träumerin! er lebt ja noch,“

antwortet sie, wie oben Amalia dem Grafen (277, 1335 ff.):

„Er lebt? ja wohl! er lebt! er geht
Im weiten Felde Nacht und Tag. Sein Dach

Sind Wetterwolken und der harte Boden ist
Sein Lager, Winde krausen ihm das Haar
Und Regen träuft mit seinen Thränen ihm
Vom Angesicht und seine Kleider trocknet
Am heißen Mittag ihm die Sonne wieder,
Wenn er im schattenlosen Sande geht; — —“

Im zweiten Akt tritt der Priester wieder auf und sucht dem Verbannten die Hand zur Versöhnung zu reichen. Aber Empedokles und sein Schüler Pausanias decken die ganze Armseligkeit und Schlechtigkeit seines Wesens auf. Wieder erinnern diese heftigen Worte gegen Hermokrates an den Kampf gegen das heuchlerische Priestertum im Don Karlos und an die tiefe Verkommenheit Franz Moors. Wie in den Räubern Karl seinem Freund Schweizer befiehlt, Franz, der mit dem grauen Haar seines Vaters kein Erbarmen hatte, schonungslos herbeizuschleppen (II, 172, 15 ff.): „— Zerr ihn aus dem Bette, wenn er schläft, oder in den Armen der Wollust ligt, schlepp ihn vom Mahle weg, wenn er besoffen ist, reiß ihn vom Krucifix, wenn er betend vor ihm auf den Knien ligt, . . .“ so droht Pausanias dem Priester (289, 1669 ff.):

„Den Allverderber such ich auf, wenn ich
Allein gelassen bin von dir, und flöhe
Er zum Altar, es hilft ihn nichts, ich nehm' ihn
Und an ein stehend Wasser führ' ich ihn
Mit mir, ich weiß sein elend Element.
Zum toten Sumpfe schlepp ich ihn und wenn
Er flehend wimmert, so erbarm ich mich
Des grauen Haars, wie er der andern sich
Erbarmt; — —“

In diesem Tone sind auch alle folgenden Reden der Mitbürger gehalten. Hermokrates ist es, der sie schlecht gemacht und ihnen des Halbgotts Liebe gestohlen (289, 1679 ff.), der sich in den Tartarus hinabgelogen (290, 1704), dessen Geist wie eine Pest sie anwandelte (290, 1709 f.), der nicht ändern könnte, was er getan, und wenn er siebenmal stürbe (290, 1715 ff.) usw., kurz der ganze Haß, der die Genossen des Räubers Moor gegen den schurkischen Franz beseelt, fällt auch auf ihn. Aber wie zuletzt der Räuber Moor mit den Worten (II, 195, 13 f.): „Erbarmung sei von nun an die Loosung - - Nun wär auch das überstanden —

Alles überstanden," sein Herz zur Versöhnung stimmt, so vergibt auch Empedokles seinem Todfeind (290, 1720 ff.):

„Laßt ab von ihm! Es ist zu lange schon,
Daß wir gestritten. Was geschehen ist
Vergehet all, und künftig lassen wir
In Ruh' einander."

Hierauf bieten ihm die Agrigentiner die Krone an, die er aber — ähnlich wie Fiesko — zurückweist. Doch als Dank vertraut ihnen Empedokles die Philosophie seines innersten Herzens an. Er tut ihnen kund, was ihm in stillen Stunden von den Geheimnissen des Lebens offenbar geworden. Dann nimmt er Abschied von ihnen und gibt ihnen den Rat, sich an die Aussprüche der Natur zu halten, aber es ruh' „Auf richt'gen Ordnungen das neue Leben Und euren Bund befestge das Gesetz" (II, 294, 1844 f.). Er hat nun all das erlittene Elend vergessen und scheidet im Frieden, aber doch entschlossen, sich zu opfern (II, 299, 2023 ff.):

„Ihr dürft leben,
Solang ihr Odem habt; ich nicht. — — —"

(299, 2034 ff.):

„— — laßt,
Eh sie in Eigenmacht und Tand und Schmach
Vergehn, die Freien sich bei guter Zeit
Den Göttern liebend opfern. Mein ist dies
Und wohlbewußt ist mir mein Los."

Auch Moor muß am Ende seines verfehlten Lebens gestehen, daß nur Ordnung und Gesetz den Bau der sittlichen Welt zu erhalten imstande sind. Er schilt sich einen Narren, da er wähnte, „die Gesetze durch Gesetzlosigkeit aufrecht zu halten" (202, 10 ff.). Auch er ist entschlossen, durch seinen freiwilligen Gang in den Tod seine Schuld zu sühnen (202, 22 ff.): „Aber noch blieb mir etwas übrig, womit ich die beleidigte Geseze versönen, und die mißhandelte Ordnung wiederum heilen kann. Sie bedarf eines Opfers — Eines Opfers, das ihre unverletzbare Majestät vor der ganzen Menschheit entfaltet — dieses Opfer bin ich selbst. Ich selbst muß für sie des Todes sterben." Dieses Opfer ist ein freiwilliges, und beide heben dies ausdrücklich hervor. Moor liefert sich selbst in die Hände der Justiz, damit ihm wenigstens das Verdienst nicht entwischt, daß er mit Willen für sie gestorben (203, 18 f.), und Empedokles betont noch (303, 2155 ff.):

„Bin ich durch Sterbliche doch nicht bezwungen
Und geh' in meiner Kraft furchtlos hinab
Den selbst erkornen Pfad; — — —“

Damit ist das Drama im wesentlichen zu Ende. Was H. entlehnt hat, sind meist äußere, technische Hilfsmittel, schließlich auch Stimmungen und Gedanken, die aber ein Sch.'sches Gepräge dem Drama nicht aufzudrücken vermochten. Mehr noch als im Hyperion hat H.'s starke Subjektivität hier die Gefahr einer größeren Abhängigkeit überwunden und im Empedokles eine im Ganzen so eigenartige Gestalt geschaffen, daß ein Vergleich mit einer Figur aus Sch.'s Dramen nicht ohne Zwang sich anstellen ließe. Es wäre unschwer herauszustellen, daß auch noch Ideen aus andern Werken, insbesondere Szenen und Gestalten der hl. Schrift (vgl. die Gerichtssitzung über den Herrn, Kaiphas-Hermokrates, Christus-Empedokles, Johannes-Pausanias, der Versucher-Manes) H. bei der Abfassung seines Dramas vorgeschwebt haben. Doch alle diese Einflüsse sind von unwesentlicher Bedeutung geblieben. Weder besondere Schönheiten noch Eigenheiten des Werks sind durch sie entstanden. Denn die Macht und Schönheit der Sprache und die Tiefe der Gedanken — besonders in den lyrischen Teilen —, die den wahren Wert der Dichtung ausmachen, sind doch nur Ausfluß seines dichterischen Könnens und Fühlens.

Der Empedokles ist, wie Sch.'s Don Karlos, größtenteils in fünffüßigen Jamben geschrieben. Mag nun auch Sch.'s Vorbild H. mit zur Wahl dieses Metrums bestimmt haben,[1]) so weicht doch seine strengere Handhabung dieses Versmaßes ganz von Sch.'s freiem Gebrauch desselben ab. Eher werden wir noch an Goethe erinnert, der ja in seiner Iphigenie ebenfalls diesen Vers anwandte und dessen Tasso in seiner lyrischen Art für H. vielleicht nicht ohne Einfluß geblieben ist. Es ist schwer zu beurteilen, ob H.'s Sprache gewonnen hat, da sie sich jetzt im Gewande eines festen Metrums zeigt, gegenüber der rhythmisch dahinschwelgenden, weichen Prosa des Hyperion, da die letzte Durchsicht fehlt.

[1]) Denn der Don Karlos war das einzige Versdrama Sch.'s, das zur Zeit des Entwurfs schon vorlag.

# Schluß.

Welche Entwicklung H.'s Poesie genommen hätte, wenn er Sch. nicht gekannt hätte, läßt sich schwer ermessen. Doch wesentlich verschieden hätte sie sich wohl nicht gestaltet. Die Lieblingsgedanken, welche H. in seinen reifsten Dichtungen so vollendet zum Ausdruck bringt, hatten schon früh in seinem Herzen Gestalt gewonnen und Sch.'s Erstlingsgedichte haben dieselben nur wenig beeinflußt. Das in den Künstlern aufgestellte Kunstprogramm allerdings hat tief auf H. eingewirkt. Es hat ihm den Stoff für die meisten Hymnen geliefert und ihn früh in einem gewissen philosophischen Tiefsinn bestärkt. Auch andre Gedichte Sch.'s sind in Metrum und Sprache dann und wann für H. vorbildlich geworden, besonders die Götter Griechenlands. Aber gleichwohl hat H.'s Griechendichtung wie eine selbständige Entstehung so auch eine eigenartige Entwicklung genommen. Auch alle Erzeugnisse der reiferen Zeit stehen nur in derartiger Abhängigkeit von Sch., daß etwa früher empfangene Eindrücke noch nachwirken. Eine Ausnahme macht der Hyperion. Er verdankt in Aufbau und Ideen Sch.'s Don Karlos so viel, daß er in seiner letzten Gestalt ohne ihn nicht denkbar wäre, wenn man auch nicht wohl sagen kann, daß er „der ins Lyrische und Romanhafte übersetzte Don Karlos ist".[1]) Was Sch.'s Drama in der Tat für H.'s Roman gewesen ist, haben wir oben gesehen. Aber alles in allem ist er doch nur das Selbstbekenntnis des Dichters, dessen tiefes, oft unverstandenes Gemütsleben der Held Hyperion zum zweitenmal durchlebt. Auch Diotima hat all' ihre Vorzüge und Nachteile aus des Dichters Herz und Phantasie erhalten und ist im Grunde nur die Verkörperung des Ideals geworden, das seine Liebesträume seit frühester Jugend und vor allem in Frankfurt

[1]) Haym a. a. O. S. 299.

in seinem Geiste geschaffen hatten. Am meisten unselbständig erfunden ist vielleicht Alabanda, aber trotzdem ist er mit zu viel Liebe und Hingebung vom Dichter gezeichnet worden, um nicht genügend H.'sches Kolorit erhalten zu haben.

Dasselbe gilt von Empedokles. In der Tiefe seiner Gedanken, in dem Adel seines Wesens, in seiner Sehnsucht nach Ruhe, die erst in vollständiger Weltflucht ihre Befriedigung findet, kurz mit allen seinen Schwächen und Vorzügen ist auch er ein Abbild Hölderlins, des ernsten, philosophierenden, der uns hier in der Verklärung der Antike erscheint. Diesen großen Grundzügen gegenüber verschwinden die Erinnerungen aus den Räubern oder dem Fiesko, und man befindet sich ganz im Banne dieser ganz eigenen Gestalt H.'s.

H. ist zu sehr Lyriker, als daß er sich objektiv seinem Stoffe gegenüberstellen könnte. Eben darum sind auch die Helden seines Romans wie seines Dramas — obwohl als Griechen gedacht — Leute, wie sie im alten Hellas nie vorgekommen sind. „Hyperion wie Empedokles sind Projektionen seines Ich."[1]) Wenn wir einmal darauf verzichten, einen Roman, ein Drama im eigentlichen Sinne vor uns zu haben, so ist es vielleicht kein Fehler, daß der Dichter überall sich selbst bietet. Sagt doch Sch. in seiner Rezension von Bürgers Gedichten (VI, 316, 11 f.): „Alles was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität". Und wenn er ebenda fortfährt (VI, 316, 13 ff.): „Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft", so trifft das auf H.'s unablässiges Bemühen aufs beste zu. Sehen wir doch aus allen seinen Briefen, wie er stets bestrebt war, durch eifrigstes Studium, durch Kämpfe und Selbstverleugnung in den schwersten Lebensstellungen Geist und Herz zur vollkommensten Bildung zu erheben, das Urbild der Schönheit zu finden und in der Anschauung desselben sich über die Massen der ihn umgebenden Menschen aufzuschwingen; aber auch frei zu werden von der Nachahmung der großen Meister, die seine Individualität zu erdrücken drohte. So stark Klopstocks, Schillers und anderer Einflüsse auf den jungen Dichter gewesen sein mögen, aus H.'s reifen Werken tritt uns sein eigner, edler Geist

[1]) Teuffel a. a. O. S. 489.

entgegen. Daß allerdings Sch.'s gewaltige Einwirkung viel dazu beigetragen hat, H. in der einmal eingeschlagenen Bahn der philosophisch-subjektiven Dichtung zu erhalten und die im Tiefsten seines Herzens ruhenden Keime zur schönsten Entwicklung zu bringen, ist nicht zu verkennen. Doch finden wir, vor allem in der Elegie, immer wieder H. selbst. Wir empfinden mit die wehmütige Stimmung des Dichters, der seine Lebens- und Liebespläne gescheitert sah, Trost suchte im Frieden der Natur und sich hinübersehnte in das Reich des Schönen; wir verspüren aber auch einen Hauch seiner tröstenden Zuversicht, Töne wahrer Lyrik gefunden und darum nicht unnütz gelebt zu haben.

Wer würde noch an H. denken, wenn er in der Nachahmung Sch.'s, seines bedeutendsten Vorbilds, untergegangen wäre und nicht mutig den Kampf geführt hätte, in dem er insgeheim mit dessen Genius oft gestanden war? So aber hat er die Früchte seines mutigen Wettstreites geerntet. Es war ihm zwar nicht vergönnt, Sch.'s gewaltigen Nachruhm zu erreichen — aber als glänzendster Vertreter des Griechentums wie der spekulativen Dichtung hat H. sich einen Namen errungen, der neben dem des Meisters nur mit Ehren genannt wird. Und dies nicht bloß in seiner engeren Heimat, sondern, wie sein Denkmal zu Homburg und das ihm von einem Mann des Nordens errichtete Monument in Tübingen beweist, auch über ihre Grenzen hinaus. Aber mehr als diese äußeren Zeichen der Ehrung beweisen die wiederholten Ausgaben von H.'s Dichtungen in den letzten Jahren, wie gerade in neuester Zeit das Interesse für dieselben gewachsen ist. So findet der tote Dichter die Anerkennung, die dem lebenden so kärglich gezollt wurde. Mag nun auch manches von dem Interesse für H.'s Dichtungen neugierigem Mitleid mit der Person des unglücklichen Dichters entspringen, so wird doch selbst einer, der mit dieser Gesinnung H.'s Werke in die Hand nimmt, Gedichte wie Menons Klage um Diotima, an die Hoffnung, Brot und Wein u. a. nicht ohne tiefste Bewegung und wahren poetischen Genuß lesen, und nicht, ohne mit vollster Anerkennung den Dichter zu preisen, der solches geschaffen. Hier könnte auch die strengste Kritik nichts Schillersches mehr hören. Hier vergißt H. zu philosophieren und zu deklamieren. Er lebt vor uns sein innerstes Leben mit all' seinen Hoffnungen, Freuden und Enttäuschungen; er läßt uns hineinsehen in den Reichtum seines Empfindens und

die Entbehrungen seines Herzens, und all dies in einer Sprache, so wunderbar treffend und ergreifend, daß es dem Schönsten, was die deutsche Lyrik bietet, an die Seite gestellt werden kann. Und wenn gerade diese Gedichte die schönsten Perlen am Dichterkranze H.'s sind, so ist nochmals hervorzuheben, daß das, was H. zuletzt geworden ist, doch nur die endliche Entwicklung einer starken, unvertilgbaren Anlage gewesen ist, die Sch.'s Einfluß manche Förderung, aber nicht ihre Entstehung verdankt. Diese Anlage, der Trost und das Unglück seines Lebens zugleich, der Grund so süßer Freuden und so mancher herben Erfahrungen, ist also für ihn doch zuletzt die Führerin zu wahrer, unsterblicher Kunst geworden.

Spezialdruckerei für Dissertationen, Robert Noske, Borna-Leipzig.

# Lebenslauf.

Geboren bin ich, Ernst Bauer, am 17. März 1881 zu Neckarsulm als Sohn des Bäckers Wilhelm Bauer und seiner Ehefrau Karoline, geb. Schindler. Nach Absolvierung des Gymnasiums in Rottweil besuchte ich seit Herbst 1901 die Universität Tübingen, 1903/04 die Universität Lausanne und, nach einem vierteljährigen Studienaufenthalt zu London, wiederum 1904/05 die Universität Tübingen und die technische Hochschule in Stuttgart, um mich dem Studium der neueren Sprachen zu widmen. Nach Erstehung der ersten und zweiten realistischen Dienstprüfung (Oktober 1905 bezw. 1906) war ich am Realgymnasium Gmünd, an der 6klassigen Realschule in Heilbronn, am Karlsgymnasium Stuttgart, wiederum am Realgymnasium Gemünd und zuletzt an der Realschule in Welzheim unständig verwendet. Seit 7. Oktober bin ich Oberreallehrer an der Realschule in Schwenningen.

Allen meinen Lehrern zu Tübingen, Lausanne und Stuttgart bin ich zum größten Dank verpflichtet. Hervorheben möchte ich die Herren Professoren: v. Below, Bohnenberger, Bonnard, Oberstudienrat Egelhaaf, v. Fischer, v. Funk, Franz, Günter, Hofrat Güntter, Koller, Pfau, Rod, Sägmüller, Sapper, v. Schanz, Taverney, Vetter, Voretzsch.

Ganz besonderen Dank schulde ich Herrn Prof. v. Fischer, der mich auf vorliegendes Thema aufmerksam gemacht hat und mir während der Ausarbeitung desselben stets ermutigend zur Seite stand.